

Notwendiger Wandel

Irmgard Jeschawitz

Brücken bauen, damit Begegnung möglich wird

Aussiedler/innen und
Einheimische und
einheimisch gewordene
Aussiedler/innen
in unseren
Kirchengemeinden



EVANGELISCHE LANDESKIRCHE
IN WÜRTEMBERG

Praxisimpulse Notwendiger Wandel 9

Irmgard Jeschawitz

Brücken bauen, damit Begegnung möglich wird

Aussiedler/innen und Einheimische
und einheimisch gewordene Aussiedler/innen
in unseren Kirchengemeinden

Impressum:

Herausgeber: Evangelisches Medienhaus GmbH,
Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart,
im Auftrag der Geschäftsstelle Notwendiger Wandel
beim Evang. Gemeindedienst

Redaktion: Eva v.Lukowicz, Angelika Markmann

Druck: J. F. Steinkopf Druck GmbH, Stuttgart

Bezug:

Geschäftsstelle Notwendiger Wandel
im Evang. Gemeindedienst

Eva v.Lukowicz, Tel.: 0711/2068-230

notwendiger-wandel@elk-wue.de

August 2006

Überblick

Vorbemerkungen	5
1. Russlanddeutsche Aussiedler/innen in unseren Kirchengemeinden	12
Finden diese Menschen Beheimatung in unseren Kirchengemeinden?	
2. Deutsche aus Russland – Russlanddeutsche	16
Wer sind diese „Deutschen aus Russland“, diese „Russlanddeutschen“?	
3. Vom Leben in den Herkunftsländern	29
Von welchen Erfahrungen wurden Russlanddeutsche geprägt?	
4. Erwartungen, Hoffnungen, Erfüllung und Enttäuschung	35
Was bewegt Russlanddeutsche dazu, auszusiedeln?	
5. Stationen auf dem Weg in die Bundesrepublik	43
Wie sehen die einzelnen Schritte beim Aussiedlungsprozess aus?	
6. Deutschland ist ganz anders	50
Wie erleben Aussiedler und Aussiedlerinnen Fremdheit in Deutschland?	
7. Integration – ein lang andauernder Prozess	62
Welche Vorstellungen von „Integration“ wirken sich aus auf unsere Erwartungen?	
8. Willkommen in unserer Kirchengemeinde	73
Was können wir tun, damit Aussiedlerinnen und Aussiedler erkennen, sie sind in der Kirchengemeinde willkommen?	
8.1 Wahrnehmung	73
8.1.1 Wahrnehmung als Voraussetzung	73
8.1.2 Was beeinflusst unsere Wahrnehmung?	73
8.1.3 Wie sind Aussiedler/innen in unserer Gemeinde aufzufinden?	73
8.2 Begegnungen – Orte und Gelegenheiten	75
8.2.1 Gottesdienst	75
8.2.2 Kasualien	77
8.2.3 Konfirmandenunterricht	78
8.2.4 Hausbesuche	79
8.2.5 Übergangwohnheim (ÜWH)	80

8.3	Gemeinsames Handeln	85
8.3.1	Angebote, Aktivitäten, Erfahrungen	85
8.3.2	Unterstützung für die Einheimischen	88
8.3.3	Jugendarbeit	91
8.3.4	Büchereien	94
8.3.5	Mutter-Kind-Gruppen	95
8.3.6	Hauskreise	96
8.3.7	Begegnungsnachmittage oder Abende der Begegnung	98
8.3.8	Ergänzende Sprachkurseangebote	99
8.3.9	Kirche in Neusiedlungsgebieten mit hohem Aussiedleranteil	100
9.	Resumée	104
10.	Anhang	107
10.1	Grafische Darstellung: Lebensalter von Aussiedler/innen in Beziehung gesetzt zu Geschichtsdaten	107
10.2	Erlasse der Sowjetunion	108
10.3	Literaturhinweise	112
10.4	Anschriften von Institutionen und Internetadressen	114
11.	Nachwort	116

Vorbemerkungen

Persönliche Betroffenheit

Was „Aussiedler“ waren, das wusste ich.

In meinem ersten Beruf als Kindergärtnerin hatte ich Kinder von einem Aussiedlerhof in meiner Gruppe. Aussiedler, das waren für mich die Landwirtschaftsfamilien, die im Zusammenhang mit der Flurbereinigung aus dem Dorf ausgezogen waren und ihren Hof mitten zwischen ihre Felder, Äcker und Wiesen gebaut hatten. Andere Aussiedler konnte ich nicht.

Als ich 1982 gefragt wurde, ob ich nicht bei einer „Aufbauwoche für Aussiedlerinnen“ mitarbeiten könnte – ich studierte damals noch an der Universität Stuttgart Politikwissenschaft –, erfuhr ich zum ersten Mal von diesen ganz anderen Aussiedlerinnen und Aussiedlern. Ich sagte zu, und so kam es zu meiner ersten Begegnung mit Aussiedlerfrauen. Sie stammten aus Siebenbürgen in Rumänien, aus Polen, und zwei Frauen kamen als Russlanddeutsche aus der Sowjetunion. Sie alle erzählten, berichteten aus ihrem Leben, und eine fremde Welt tat sich für mich auf.

Diese Welt, diese Schicksale, diese Menschen ließen mich fortan nicht mehr los.

Als ich danach gefragt wurde, ob ich mir vorstellen könnte, hauptberuflich beim Evangelischen Gemeindedienst für Württemberg in der Abteilung Frauenhilfe die Aussiedlerarbeit zu übernehmen, da sagte ich gerne zu. Die bisherige Stelleninhaberin, Frau Hildegard Dörfel, war nach über zwanzig Jahren als Referentin für Aussiedlerarbeit beim Frauenwerk (damals „Frauenhilfe“) im Evangelischen Gemeindedienst für Württemberg in den Ruhestand gegangen. Ich wurde von 1982 bis 2001 ihre Nachfolgerin.

Die Arbeit nahm mich ganz in Beschlag und mein Herz blieb bei diesen Menschen hängen, aber es sollten einige Jahre vergehen, bis ich merkte, dass ich ja selber einen lebensgeschichtlichen Bezug zu den Russlanddeutschen habe. Ich bin zwar keine Aussiedlerin, aber unsere Mutter war eine. Unser Großvater war einst Pastor gewesen in Russland an der Wolga, in einem kleinen Dorf, und er kam 1925 nach Deutschland zurück.

Als ich 1990 zum ersten Mal die Gelegenheit hatte, nach Russland und Kasachstan zu reisen, da durfte ich in Omsk, in Westsibirien, in einem Gottesdienst „das Wort auslegen“. Ich stellte mich der Gemeinde zuerst vor, und es war ein bewegender Moment für mich, als nach dem Gottesdienst zwei ältere Frauen und ein Mann auf mich zukamen und mir sagten, sie seien alle drei noch in Paulskoje an der Wolga von meinem Großvater Karl Zimmer getauft worden.

Da seit vielen Jahren fast ausschließlich Russlanddeutsche als Aussiedler und Aussiedlerinnen nach Deutschland kommen, wird sich dieser Erfahrungsbericht auf diese Personengruppe beschränken.

Die Bezeichnung „Russlanddeutsche“ besagt nicht, dass diese Aussiedlerinnen und Aussiedler jetzt alle aus der Russländischen Föderation zu uns kommen, sie kommen aus allen Nachfolgestaaten der einstigen Sowjetunion, der Begriff leitet sich ab von der Auswanderungszeit am Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts.

Unter den Betroffenen gibt es nicht wenige, die eine andere Bezeichnung bevorzugen, sie würden lieber auf den Begriff „Deutsche aus Russland“, „Deutsche aus Kasachstan“, ... hören.

Dass ich mich dennoch für die Bezeichnung „Russlanddeutsche“ entschieden habe, mag damit zusammenhängen, dass mir durch meine Mutter, die ja selber eine Russlanddeutsche war, dieser Begriff von Kindheit an vertraut ist.

Noch eine Bemerkung zum Begriff „Aussiedler“. Die seit dem 1. Januar 1993 hier Angekommenen müssten korrekterweise „Spätaussiedler und Spätaussiedlerinnen“ heißen. Der Namenswechsel hat zu tun mit den gesetzlichen Grundlagen und wird an anderer Stelle genauer erklärt werden. Für das Miteinander in unseren Kirchengemeinden wirken sich diese Unterschiede aber so wenig aus, dass hier durchweg der Begriff „Aussiedler und Aussiedlerinnen“ verwendet werden soll.

Frauenhilfe und Weltgebetstag der Frauen

Heute, in einer Zeit, da uns die finanziellen Engpässe immer mehr bedrängen, könnte es eine Ermutigung sein, Rückschau zu halten und einen Blick in die Anfangsjahre der Aussiedlerarbeit zu werfen.

Es war in den fünfziger Jahren, dass der Weltgebetstag der Frauen auch zu uns nach Deutschland kam. Über Konfessionsgrenzen hinweg und mit einem Horizont, der nicht von Ländergrenzen eingeengt wurde, luden weltweit Frauen ein zum Gebet. Jeweils am ersten Freitag im März fand und findet der Weltgebetstagsgottesdienst statt.

Die Länder, aus denen Christinnen verschiedener Konfessionen miteinander eine Liturgie erarbeiten, nach der dann weltweit die Frauen – und inzwischen auch immer mehr Männer – miteinander und füreinander beten, wechseln von Jahr zu Jahr.

Dieses Beten verändert auch die Wahrnehmung der Welt und ihrer Nöte und das Gebet wirkt sich aus auf das Handeln. Frauen brachten und bringen Opfergaben mit zum Weltgebetstagsgottesdienst. Aus vielen kleinen Einzelbeträgen kommt eine stattliche und beachtliche Summe zusammen und damit können weltweit Projekte unterstützt werden.

In Deutschland war eines dieser Projekte das Angebot „Aufbauwochen für Aussiedlerfrauen“.

Aufbauwochen für Aussiedler/innen

Das Konzept war gut durchdacht. Frauen – später auch Männer und Familien –, Menschen, die aus ihrer gewohnten Lebenswelt herausgerissen worden waren, die bitteres Leid erfahren hatten, oft beschädigt waren an Leib und Seele, die sich in einer fremden Lebenswelt zurechtfinden mussten, die sollten eingeladen werden und teilnehmen können an einer zweiwöchigen Aufbauwoche.

Aufbauwochen fanden statt in Tagungshäusern oder kleinen Pensionen. Sie sollten sein wie eine Oase. Die Teilnehmer/innen sollten Gelegenheit haben, dort

- zur Ruhe zu kommen und aufatmen zu können,
- die Vergangenheit aus einem Schonraum heraus betrachten zu können,
- Informationen zu bekommen über die neue Lebenswelt, über unseren Staat und die Gesellschaft, über unsere Geschichte und über das Leben in unseren Kirchengemeinden,
- Einheimischen zu begegnen, die für Fremde aufgeschlossen sind und Interesse an ihnen haben,
- der Botschaft von Gottes Liebe und Treue zu begegnen im gemeinsamen Hören auf die Bibel, im gemeinsamen Singen und Beten, im gemeinsamen Suchen nach Antwort auf so viele bedrückende Fragen.

Es waren beachtliche Geldbeträge, die Jahr um Jahr vom deutschen Weltgebetstagskomitee für diese Aufbauwochenarbeit eingesetzt worden sind, und doch war es nur ein kleiner Prozentsatz von dem, was die vielen Frauen – ohne davon großes Aufsehen zu machen – am Weltgebetstag zusammengetragen hatten.

Erst in den siebziger Jahren, als die Aussiedlerzugangszahlen immer größer geworden waren, kamen auch noch Integrationsmittel der Bundesrepublik Deutschland für die Finanzierung der Aufbauwochen hinzu.

Inzwischen gibt es leider diese Aufbauwochen nicht mehr, aber ein halbes Jahrhundert lang haben sie mitgeholfen, dass Aussiedlerinnen und Aussiedler in unseren Kirchengemeinden heimisch werden konnten.

Auswirkung der Aufbauwochen auf Kirchengemeinden

Da in den Weltgebetstagsgottesdiensten stets auch über die Aufbauwochenarbeit informiert wurde, gab es in den beteiligten Kirchengemeinden immer Frauen, die über die Existenz von Aussiedler/innen in unseren Kirchengemeinden und über ihre Situation informiert waren.

An Orten, die ein Übergangwohnheim hatten, entstanden da und dort Freundeskreise für Aussiedler/innen. Das geschah in der Regel in Zusammenarbeit mit den Sozialarbeiterinnen, die von den Diakonischen Bezirksstellen für die Sozialberatung der Aussiedler angestellt waren. Fast immer gab es auch eine Zusammenarbeit mit den jeweiligen Gemeindepfarrerinnen und Gemeindepfarrern.

Die Sozialberatungsstellen und ihre Mitarbeiter/innen waren es, die die Aussiedler zu den Aufbauwochen einluden, ihnen Mut machten, dort teilzunehmen, die ihnen halfen, mit den Öffentlichen Verkehrsmitteln zurechtzukommen, und manchmal sogar die Teilnehmer/innen per Auto zur Tagungsstätte brachten.

Im Umkreis der Aufbauwochen-Orte fanden sich Frauenkreise bereit, die Aufbauwochengruppen zu einem Kaffeemittag einzuladen, und es kam an den gemischt besetzten Tischen (Aussiedler und Einheimische) zu Gesprächen hin und her.

Die Folge solcher Nachmittage war dann oft, dass diese Frauenkreise baten, ob sie nicht an einem späteren Abend mehr und Genaueres über die Hintergründe des Aussiedlerthemas hören könnten. Auch hier bewahrheitete sich, was das Wort „Interesse“ eigentlich schon aussagt: Direkte Begegnung, eigenes „Dazwischen-Sein“ – „inter - esse“ – verursacht Betroffenheit, macht neugierig, führt zu Fragen.

Für die Leiterinnen solcher Aufbauwochen ergab sich durch das zweiwöchige intensive Zusammenleben mit den Aussiedler/innen die Möglichkeit, sehr viel von ihnen und über sie zu erfahren. Sie durften auf diese Weise teilnehmen an einer „Innensicht“ der vielerlei Schicksale. Vieles, was durch Literatur an Wissen angelesen war, bekam durch das Erzählen eine ganz neue Qualität. Das alles wirkte sich dann später aus auf die Lebendigkeit der Vorträge zum Thema Aussiedler in den Gemeinden.

Dass außerhalb der Schulferien an den Aufbauwochen überwiegend ältere Menschen teilnahmen, hatte sprachliche, zeitliche und psychologische Gründe. Aber gerade diese älteren Menschen waren in ihren Großfamilien die Multiplikatoren. Sie waren auch in der Beziehung zu den örtlichen Kirchengemeinden oftmals die Verbindungsglieder.

Durch die enge Zusammenarbeit mit den örtlichen Diakonischen Bezirksstellen und mit deren Sozialberaterinnen und Sozialberatern waren die Aufbauwochen nicht nur „Erholungsräume“, sondern gleichzeitig „Zurüst-Stationen“, und wirkten sich aus als Ermutigung für eine Beteiligung der Aussiedler und Aussiedlerinnen am Gemeindeleben.

Ehemalige Teilnehmerinnen und Teilnehmer hielten in vielen Fällen Kontakt zu den Sozialberatungsstellen und waren bei Veranstaltungen bereit, mitzumachen.

Heimat verlassen – Zurück in die Heimat

„Aussiedler auf der Suche nach Heimat.“

„Rückkehr in die fremde Heimat.“

In vielen Vortragstiteln oder Publikationen taucht der Begriff „Heimat“ auf.

Wie muss ein Ort beschaffen sein, damit ich sagen kann: Ich fühle mich wie daheim? Viele Frauenkreise, Gustav-Adolf-Frauenkreise, Aussiedlerfreundeskreise haben darüber nachgedacht. Es wurde vieles zusammengetragen: Landschaftsähnlichkeiten, vertraute Gerüche, Menschen, Lieder, ... Es gibt so vieles, das auf einmal Erinnerungen weckt an Vertrautes und dadurch hilft, sich am fremden Ort nicht mehr so fremd zu fühlen.

Durch immer weitere Verdichtung bekamen wir schließlich vier schlichte Sätze:

Ich fühle mich an einem Ort wie daheim, wenn ich sagen kann:

1. Ich kenne mich aus.
2. Die anderen kennen mich.
3. Ich gehöre selbstverständlich dazu.
4. Ich kann, darf, soll mitmachen, mitgestalten, mitverantworten.

Für das Einleben der Aussiedler können diese Sätze hilfreich sein:

- Jede Information, jede Begleitung, jede Veranstaltung, die dem Fremden hilft, sich besser auszukennen, kann ein wichtiger Schritt sein beim Integrationsprozess.
- Jede Bemühung, die Fremden besser kennen zu lernen, über ihre Herkunftsländer etwas zu erfahren, ihre Geschichte kennen zu lernen, zu hören, was sie bewegt, wo ihre Hoffnungen und ihre Enttäuschungen, ihre Freude und ihre Trauer liegen, bedeutet für die Hinzukommenden eine wohlthuende Wertschätzung. Sie werden wahrgenommen. Unser Ansehen macht sie zu „angesehenen Leuten“.
- Mit unserem Verhalten senden wir Signale aus, unsere Körpersprache verrät oft mehr, als uns bewusst ist. Aber auch mit unserem Reden können wir dem Gegenüber vermitteln: „Du gehörst dazu“ oder: „Du gehörst nicht dazu.“
- Manchmal macht es glücklicher, wenn man gefragt wird, ob man mithelfen könnte. Geben und nehmen wird ausgewogener. Das Selbstwertgefühl wird gestärkt, die Zugehörigkeit bekommt Normalität.

Die vier Sätze können auch die Situation der Aufnahmegesellschaft beleuchten:

- Ich kenne mich aus.
Es gibt auch Einheimische, die – teils zu Recht, teils unzutreffend – das Gefühl haben: **„Ich kenne mich nicht mehr aus.“** Es verändere sich durch die Ankommenden so vieles.
Übergangswohnheime mit den vielen fremden Bewohnern machen Angst, Neusiedlungsgebiete werden zum „fremden Bezirk“.
Das wird oftmals deutlich an der inoffiziellen „Namensgebung“ solcher Gebiete durch die Einheimischen, wie: „Klein-Kasachstan“, „Russenbuckel“ ...

Die Ankommenden sind mir fremd. Sie bringen andere Gewohnheiten mit, sie sehen anders aus, ich verstehe die Sprache nicht, ich kenne ihre Gesten nicht, ich kann in ihren Gesichtern nicht lesen.

Ihre Vergangenheit ist mir fremd, und manches, was behauptet wird, kann ich nicht glauben, oder es macht mir Angst.

- Die anderen kennen mich.
Aussiedler wissen aber gar nicht, wer wir sind. Sie wissen nicht, wie man sich bei uns verhält. Sie isolieren sich und wollen uns gar nicht kennen lernen. Nicht einmal, wenn wir sie extra zu unseren Veranstaltungen einladen, sind sie bereit zu kommen, oder doch nur ganz wenige.
- Ich gehöre selbstverständlich dazu.
Mit welchem Recht sollen sie zu uns gehören?

Da gibt es so viele offene Fragen:

- Wie können sie noch Deutsche sein, wenn sie schon zweihundert Jahre dort leben?
- Wenn sie aber wirklich Deutsche sind, weshalb sprechen sie dann kein Deutsch?
- Weshalb sagen manche Jugendliche in der Schule und sonst wo herausfordernd: „Ich bin Russe“?

- Ich kann, darf, soll mitmachen, mitgestalten, mitverantworten.
Mitmachen? Sie wollen ja gar nicht. Sie bleiben unter sich und kommen nicht einmal, wenn wir sie extra einladen.

Die vier kleinen Sätze zeigen, wenn wir sie im Blick auf die Einheimischen anwenden, dass es Erklärungen gibt für entstehenden Unmut, für Abwehr, Ängste und Fragen. Auch die Einheimischen brauchen Unterstützung und Informationen, auch sie müssen ihre Sorgen formulieren dürfen und gehört werden. Mit moralischen Appellen allein wird die Aufnahmebereitschaft nicht gefördert werden.

Scheu vor den Fremden, Angst vor dem Fremden, das sind normale menschliche Reaktionen, und sie sind sinnvoll, wie auch Vorurteile sinnvoll sein können. Sie machen vorsichtiger, sie bewirken eine erhöhte Aufmerksamkeit. Vorurteile sind Hilfskriterien, solange ich noch keine eigenen Kriterien, keine eigenen Erfahrungen habe.

Bleiben Vorurteile aber unverändert stehen, dann werden sie sich bald als problematisch erweisen. Im Blick auf die Fremden raten sie zu Distanz, zu Abwehr oder zum Ausweichen.

Ist Distanz aber nicht herzustellen und wird Nähe als bedrohlich empfunden – egal, ob tatsächlich objektive Nähe gegeben ist oder nur eine subjektiv befürchtete Nähe –, dann kann es leicht zu aggressiven Reaktionen kommen. Das kann sich äußern in Mutmaßungen und im Weiterstreuen von Gerüchten, Medienberichte von kriminellen Vorkommnissen werden verallgemeinert, Politiker werden aufgefordert, der Aussiedleraufnahme ein Ende zu machen.

Gut geplante, begleitete Gelegenheiten zur Begegnung beider Gruppen böten die Chance zu eigenen Erfahrungen. Es würden sich Gemeinsamkeiten herausstellen und Unterschiede. Mehr voneinander zu wissen ist besonders dort wichtig, wo die Unterschiede Mühe machen, wo Gepflogenheiten Streit verursachen, wo eine gemeinsame Zukunft nur gelebt werden kann, wenn Kompromisse gefunden werden. Es braucht Begegnung und Gespräch, und für beides wird nicht selten Hilfestellung erforderlich sein.

Wichtig sind deshalb für beide Seiten:

- Informationen über die jeweils andere Seite.
- Begleitete und unterstützte Gelegenheiten zur gegenseitigen Begegnung.
- Informationen über die Zusammenhänge und Hintergründe der Zuwanderung.
- Gemeinsame Aktivitäten und Aktionen.

Nach 19 Jahren hauptberuflicher Arbeit für und mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern im Auftrag der Evangelischen Landeskirche in Württemberg wäre es schön, wenn die hier niedergeschriebenen Erfahrungen dabei mithelfen könnten, dass Aussiedler und Einheimische sich immer besser kennen lernen.

Von Peter Ganzert gibt es ein Gedicht zum Thema „Brücken“, das passt ganz gut hierher:

Brücken verbinden
entfernte Ufer,
helfen über tiefe Gräben hinweg,
führen über reißendes Wasser,
kürzen weite Weg ab,
bringen Getrennte zusammen.

Brücken schütten Gräben nicht zu,
ebnen Unterschiede nicht ein,
schaffen Hindernisse nicht weg,
erkennen Trennendes an
und ermöglichen dennoch
Begegnung.

Über Brücken kann man gehen.
Brücken kann man bauen.

Peter Ganzert

1. Russlanddeutsche Aussiedler/innen in unseren Kirchengemeinden

Finden diese Menschen Beheimatung in unseren Kirchengemeinden?

Annäherung mit Zahlen:

In den Jahren 1950 bis 2004 kamen rund 680.000 Aussiedler/innen aus allen drei Herkunftsländern: Rumänien, Polen, Sowjetunion/GUS nach Baden-Württemberg.

Etwa die Hälfte dieser Personen (rund 340.000) leben im württembergischen Landesteil.

Von diesen gaben im Durchschnitt 45% an, sie seien evangelisch.

Damit wären in 55 Jahren rund **153.000 potentielle Gemeindeglieder** in den Bereich unserer Evangelischen Landeskirche in Württemberg zugezogen.

In den Jahren 1993 bis 2004 kamen rund 184.000 Spätaussiedler/innen – überwiegend aus der ehemaligen Sowjetunion – nach Baden-Württemberg.

Etwa die Hälfte dieser Personen (rund 92.000) leben im Bereich der Evangelischen Landeskirche in Württemberg.

Damit wären in 12 Jahren rund **41.000 potentielle Gemeindeglieder** neu dazugekommen.

Zum Vergleich:

Nach Angaben im Kirchlichen Adressbuch von 2002 leben im **Kirchenbezirk Schwäbisch Hall 39.888 evangelische Gemeindeglieder**.

Man könnte, um die Dimensionen anschaulich zu machen, also auch sagen:

Wir haben durch die zu uns kommenden evangelischen Aussiedlerinnen und Aussiedler in 12 Jahren einen ganzen Kirchenbezirk neu dazugewonnen.

(Quellen für die Zahlen sind das Bundesverwaltungsamt und das Innenministerium Baden-Württemberg)

„Wachsende Kirche“

Die Landessynode der Evangelischen Landeskirche in Württemberg hat mit ihrer Schwerpunkttagung im Sommer 2004 zum Thema „Wachsende Kirche“ einen Prozess angestoßen, der in den kommenden Monaten und Jahren in unseren Kirchenbezirken und Kirchengemeinden aufgenommen werden und schließlich im April 2008 in einen Kongress einmünden soll.

Im Vorwort der Dokumentation des Schwerpunkttages schreibt Klaus Rieth:

„Es ist verständlich, dass sich eine Kirche in Zeiten schrumpfender Mitgliedszahlen um ihren Bestand sorgt . . .

Nun ist es ja, und das wissen Christen, nicht unser Verdienst, wenn Kirche wächst. Der Herr der Kirche sorgt alleine dafür. . .

Aber dennoch hängt auch viel vom Verhalten und der Strategie von Kirchenmitgliedern, von Haupt- und Ehrenamtlichen ab, ob Kirche attraktiv und offen ist, sodass Fernstehende sich für diese Einrichtung und ihre Botschaft interessieren.“

In den 5 Jahren 1999 bis einschließlich 2003 sind (laut Jahresbericht 2004 der Evangelischen Landeskirche) 68.815 Evangelische aus der Kirche ausgetreten.

Dass in dem Jahresbericht dennoch geschrieben werden kann: „Die Zahl der Mitglieder bleibt seit Jahren nahezu konstant“, das hat vermutlich unter anderem auch mit den zu uns gekommenen Aussiedlerinnen und Aussiedlern zu tun.

Es bleibt allerdings die Frage:

Finden diese Menschen Beheimatung in unseren Kirchengemeinden?

Dieser grundsätzlichen Überlegung soll in dieser Schrift nachgegangen werden. Dabei wird von 8 Fragestellungen und deren Aspekten ausgegangen, die in den entsprechenden Kapiteln behandelt werden.

Wer sind diese „Deutschen aus Russland“, diese „Russlanddeutschen“?

Es gibt dazu Fragen, die viele Einheimische beschäftigen:

- Weshalb kommen sie her?
- Wieso nimmt die Bundesrepublik Deutschland Aussiedler auf?
- Wenn sie doch sagen, sie seien Deutsche, wieso sprechen so viele von ihnen nur wenig oder gar kein Deutsch?
- Und warum sagen manche ihrer Jugendlichen: „Wir sind Russen!“?
- Warum sind das noch Kriegsfolgen, schließlich sind seit Kriegsende 60 Jahre vergangen
- ...

Dem soll nachgegangen werden im **2. Kapitel: Deutsche aus Russland – Russlanddeutsche.**

Von welchen Erfahrungen wurden sie geprägt?

Die mitgebrachten Erfahrungen dieser Menschen sind unterschiedlich und sind von verschiedenen Gegebenheiten abhängig:

- von dem Land, dem Ort und dem geografischen Raum, aus dem sie kommen;
- von ihrem Lebensalter;
- von der Großfamilie, zu der sie gehören;
- von der Bildung, Ausbildung und Berufserfahrung, die sie mitbringen;
- von ihrer Persönlichkeitsstruktur;
- ...

Dem soll nachgegangen werden im **3. Kapitel: Vom Leben in den Herkunftsländern.**

Was bewegt Russlanddeutsche, auszusiedeln?

Es gibt ein ganzes Bündel von Aussiedlungsmotiven, und in den meisten Fällen haben mehrere zusammengewirkt.

Einige Beispiele: Sie wollen ...

- ... als Deutsche unter Deutschen leben.
- ... als Christen leben dürfen.
- ... Sprache und Kultur nicht (ganz) verlieren.
- ... dort leben, wo man sie nicht mehr vertreiben kann.
- ... wieder mit der Familie zusammenleben.
- ... nicht alleine zurückbleiben.

- ... eine bessere Zukunft für ihre Kinder.
- ... bessere Lebensbedingungen.
- ...

Dem soll nachgegangen werden im **4. Kapitel: Erwartungen, Hoffnungen, Erfüllung und Enttäuschung.**

Wie sehen die einzelnen Schritte beim Aussiedlungsprozess aus?

- Wie weisen Aussiedlungswillige nach, dass sie Deutsche sind?
- Weshalb wird gesagt, es kämen inzwischen mit den Aussiedlerfamilien mehr Menschen anderer Nationalität mit als früher?
- Was sind „Vierer“, „Siebener“, „Achter“?
- War es ein Fehler, ganze „Aussiedler-Neusiedlungen“ entstehen zu lassen?
- Mit welchem Recht bekommen sie Eingliederungshilfe, Rente und andere Unterstützungen?
- ...?

Dem soll nachgegangen werden im **5. Kapitel: Stationen auf dem Weg in die Bundesrepublik.**

Wie erleben Aussiedler und Aussiedlerinnen Fremdheit in Deutschland?

- in Sprache und Schrift;
- im hier gebräuchlichen Familienbegriff;
- darin, dass dem Individuum hier mehr Bedeutung zugemessen wird als einem Kollektiv;
- in der Wichtigkeit, die Vorschriften und Gesetze in Deutschland haben;
- darin, dass in vielen Arbeitsbereichen ein Ausbildungsnachweis erbracht werden muss;
- im schwer durchschaubaren Schulsystem;
- im ungewohnten Lebenstempo;
- in der anders organisierten Arbeitswelt;
- in der hiesigen Freizeit- und Vereinskultur;
- in den Bereichen Frömmigkeit und Kirche;
- in der Art, wie Beteiligung am öffentlichen Leben hier praktiziert und eigentlich auch erwartet wird;
- ...

Dem soll nachgegangen werden im **6. Kapitel: Deutschland ist ganz anders.**

Welche Vorstellungen von „Integration“ gestalten die Erwartungen mit?

- Sind Fremde (erst) dann integriert, wenn sie die deutsche Sprache beherrschen?
- Sind sie integriert, wenn sie nicht mehr zu unterscheiden sind von der einheimischen Bevölkerung?
- Sind sie integriert, wenn die Fragen: Wohnung, Arbeit, Schule, Ausbildungsplatz, Rente geklärt sind?

- Sind sie integriert, wenn sie sich am gesellschaftlichen Leben unserer Gesellschaft beteiligen?
- Mit welchem Maßstab messen wir den Grad der Integration?
- ...?

Mit diesen Fragen beschäftigt sich das **7. Kapitel: Integration – ein lang andauernder Prozess.**

Was können wir tun, damit Aussiedlerinnen und Aussiedler erkennen, sie sind in der Kirchengemeinde willkommen?

- Weshalb erreichen wir sie oft nicht mit unseren Einladungen?
- Weshalb gehen sie lieber in ihre eigenen Versammlungen?
- Weshalb werfen uns manche von ihnen vor, wir seien ja gar nicht fromm?
- Weshalb haben andererseits viele Aussiedler/innen keine Ahnung vom Evangelium, obwohl sie angeben, sie seien evangelisch?
- Weshalb machen sie von unseren vielen Angeboten keinen Gebrauch (Jugendarbeit, Frauenkreise, Mutter-Kind-Gruppen, Kirchenchor, Seniorennachmittage ...)?
- ...?

Dem soll nachgegangen werden im **8. Kapitel: Willkommen in unserer Kirchengemeinde.**

Im Anhang befinden sich:

- einige ergänzende Dokumente
- einige weiterhelfende Adressen und Internetadressen
- eine Auswahl von Literaturangaben
- Hinweise auf Arbeitsmaterial und Medien

2. Deutsche aus Russland – Russlanddeutsche

Wer sind diese „Deutschen aus Russland“, diese „Russlanddeutschen“?

Russland, der Vielvölkerstaat

Viele Einwohner Deutschlands wissen genau: Ich bin BerlinerIn, ich bin Hesse, ich bin Sächsin. Und unter den Einwohner/innen von Baden-Württemberg ist es für viele wichtig zu betonen: Ich bin Schwäbin (Württembergerin) oder ich bin Badener. Schwierigkeiten bereitet uns indes, wenn Aussiedler und Aussiedlerinnen behaupten und betonen: Wir sind Deutsche.

Die Auswanderungszeit liegt 200 Jahre zurück, Deutschkenntnisse sind oft nur spärlich oder gar nicht mehr vorhanden, und vieles an ihren Lebensgewohnheiten kommt uns fremd vor.

Wir wissen allerdings auch, dass die deutsche Abstammung ein wichtiges Kriterium ist, um den Aussiedlerstatus zu erhalten, um als Aussiedler in die BRD einreisen zu dürfen. Da legt sich die Vermutung nahe, es mache Sinn, Nachforschungen anzustellen, ob nicht doch irgendwelche deutsche Vorfahren nachzuweisen sind.

Viele von uns beschleicht ein Unbehagen, wenn Aussiedler ihr Deutschsein so sehr betonen. Wissen wir nicht aus unserer Geschichte, wohin das führen kann, wenn die nationale Zugehörigkeit eine so große Bedeutung bekommt?

Bei den Russlanddeutschen ist die Situation eine andere, sie leben seit 200 Jahren in einem Land, in dem das Zusammenleben unterschiedlicher Völker Normalität ist, nicht spannungsfrei, aber normal.

Das Zarenreich, die Sowjetunion und die Staaten der GUS waren und sind Mehrvölkerstaaten. Was den Menschen dort gemeinsam war: Sie waren alle Untertanen der Zaren gewesen, sie waren später Staatsangehörige der Sowjetunion und heute sind sie Staatsbürger selbständiger Republiken. Aber auch in jedem dieser Staaten lebt ein buntes Völkergemisch.

Bis vor wenigen Jahren war die nationale Zugehörigkeit im Inlandpass angegeben. Es gab dort eine Rubrik "Nationalität", und da stand dann: Russe, Baschkire, Tatare, Tschuwasche, ... oder Nemetz, also Deutscher.

Das Schicksal der Russlanddeutschen im und nach dem Zweiten Weltkrieg

Die „Nemetz“, die Deutschen in Russland, waren nicht beteiligt am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, sie standen nicht in politischer oder sympathisierender Verbindung mit dem Deutschen Reich. Sie waren loyale Sowjetbürger deutscher Nation. Aber sie waren in hohem Maß betroffen von diesem „Großen Vaterländischen Krieg“, so wird er bis heute genannt. Sie wurden als Schuldige abgestempelt, obwohl sie es nicht waren, sie mussten Vergeltungsmaßnahmen erleiden und Anfeindung ertragen. Ihr Leben war auch zu einer späteren Zeit noch überschattet von den Kriegsfolgen,

als für uns mit dem Entstehen der Bundesrepublik Deutschland schon längst eine neue Zeit begonnen hatte.

Die Deportierten von 1941

Schon als Hitler in den 30er Jahren in Deutschland an die Macht kam, ließ Stalin vorsorglich Listen anlegen, in denen alle „Nemetz“ lückenlos verzeichnet waren. Die Listen waren regional gegliedert nach Siedlungsgebieten. Das war die ASSR, die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik an der Wolga, das waren Gebiete am Schwarzen Meer, in der Ukraine, im Kaukasus usw.

Als am **22. Juni 1941** die Sowjetunion von den Hitlertruppen überfallen wurde, hatte das schlimme Folgen für die Russlanddeutschen. Sie wurden per Dekret vom 28. August 1941 pauschal der Kollaboration und Sabotage beschuldigt und sie wurden deportiert nach Sibirien und Nordkasachstan. Haus und Hof mussten sie stehen lassen, sie durften nur mitnehmen, was sie selber tragen konnten, und oft blieben ihnen nur wenige Stunden Zeit zwischen Ankündigung und Abtransport.

Der Text des Dekrets (siehe Anhang 10.2, S. 108) beschönigt mit seiner Formulierung die Situation. Die Deutschen wurden als Staatsfeinde angesehen und waren vollkommen rechtlos. Viele wurden zur Zwangsarbeit (Trudarmee) eingezogen, sowohl Männer wie Frauen.

Der Transport geschah per Eisenbahn in Viehwagen, und da es sich um sehr viele Menschen handelte, also viele Züge unterwegs waren, blieben diese oft tagelang auf der Strecke stehen, weil die Lokomotiven anderweitig gebraucht wurden. Es gab keine sanitären Einrichtungen, die Wagen waren plombiert, die Fahrt dauerte manchmal 2 bis 3 Monate, und viele Menschen starben unterwegs, besonders Alte und Kinder.

In den ersten vier Monaten wurden 640.000 Personen deportiert.¹

Die Russlanddeutschen westlich des Dnjeprs

Der Fluss Dnjepr (er mündet ein in das Schwarze Meer) wurde zu einer Schicksalsgrenze. Die am Westufer Wohnenden konnten nicht verschleppt werden, zu schnell war die Wehrmacht dorthin vorgerückt. Nun lebten sie unter deutscher Besatzung. Für die deutschen Soldaten war die Entdeckung verblüffend, dass in den Dörfern Deutsch gesprochen wurde. Die Feldgeistlichen ließen an manchen Orten die zweckentfremdeten Kirchen vom Gerümpel befreien und hielten Gottesdienst. Menschen, die unter dem Kommunismus gelitten hatten, begannen auf den Anbruch einer neuen Zeit zu hoffen. Aber diese Hoffnung erstarb in der Katastrophe von Stalingrad.

Die deutsche Bevölkerung wurde auf dem Rückmarsch von den Wehrmachtstruppen mitgenommen und sollte in Polen neu angesiedelt werden. Zuerst wurden sie dort als „Volksdeutsche“ registriert, dann bekamen sie die deutsche Staatsangehörigkeit und die Männer wurden zur Wehrmacht eingezogen.

¹ Pinkus: Die Deutschen in der Sowjetunion beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Heimatbuch 1973-1981 Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, Seite 14.

Nach wenigen Monaten kam die „Rote Armee“ und mit ihr das Kriegsende. Den ehemaligen Russlanddeutschen und jetzigen deutschen Staatsbürgern brachte das neues Unheil.

Viele hatten es noch mit Flucht versucht, aber auch das hat nichts genützt; selbst wenn sie die amerikanische oder englische Zone erreicht hatten, sie wurden den Russen ausgeliefert. Bereits im **Februar 1945** hatten die Alliierten in Jalta auf der Krim das „Repatriierungsabkommen“ geschlossen, und das bedeutete auch für die ehemaligen Russlanddeutschen: Sie mussten zurück.

Für Stalin war die deutsche Staatsangehörigkeit dieser Menschen völkerrechtlich fragwürdig und nicht relevant. Die Russlanddeutschen wurden als Sowjetische Staatsbürger repatriert, als Sowjetbürger „deutscher Nation“, jedoch kamen sie unter „Kommandantur“ – das ist eigentlich nur ein anderes Wort für Gefangenschaft – und sie waren nun in Sibirien und Mittelasien wieder mit den anderen Russlanddeutschen in der gleichen Situation.

Leben unter der Kommandantur

Kinder, die in der Zeit zwischen 1941 und 1955 schulpflichtig gewesen wären, durften an vielen Orten keine Schule besuchen. Sie waren auf den Sowchosen als Arbeitskräfte eingesetzt, als Viehhüter/innen oder im Haushalt. Manche mussten gar als Waisen (Vater verschollen in der Trudarmee, Mutter verhungert, Oma gestorben) sich mit den jüngeren Geschwistern irgendwie alleine durchschlagen.

Die Kinder von damals gehören heute zu den Senioren. Viele versuchen jetzt in Deutschland ein wenig die ihnen damals versagte Bildung nachzuholen, sie lernen mit großer Anstrengung Lesen und Schreiben und eigentlich verdienen sie deswegen unseren Respekt, aber leider wissen nur wenige von uns um diese Schicksale.

Die Teilnehmerin einer Aufbauwoche hat mir ihren Lebenslauf aufgeschrieben. Ich werde Teile daraus hier wiedergeben und behalte auch die Grammatik und Rechtschreibung bei, um dem Bericht die Ursprünglichkeit zu erhalten. Den Namen der Schreiberin gebe ich nicht an.

Lebenslauf

Ich, ... wurde im Jahr 1918 in der Ukraine ... geboren.

Ich hatte drei Schwestern und sieben Brüder. 1931 wurden wir „entkulakisiert“. Hab und Gut abgenommen, aus dem Haus getrieben. Vater und zwei älteste Brüder kamen ins Gefängnis. Sie kehrten nicht mehr zurück. Es waren „Feinde des Volkes“. Im Jahr 1936 beendete ich die 10. Klasse in einer deutschen Schule. Dann wurde die deutsche Sprache in allen Schulen der Ukraine verboten.

Um weiter zu lernen bin ich nach Engels, die Hauptstadt der Wolgadeutschen Autonomen Republik gefahren. Beendete dort das Pädagogische Institut. Dann arbeitete ich in der Wolgadeutschen Republik in einer deutschen Schule bis zum Jahr 1941.

Da brach der Krieg aus. Alle Deutschen der Wolgadeutschen Republik wurden nach Sibirien, Kasachstan, Kirgisien usw. verschleppt. Es war ein langer und schwerer Weg. Ich und mein Mann hatten einen 3 Monate alten Sohn.

In Alma-Ata (Kasachstan) hat der Zug in der Nacht angehalten. Die Menschen, wo kleine Kinder hatten, haben bei den Kasachen Milch gekauft. Auch mein Mann kaufte. Ich versuchte die „Milch“. Es war Kalkwasser, so dass ich unser Kind nicht tränkte. Es war Gotteswillen, daß ich mein Kind nicht verlieren sollte. Drei Kinder sind gestorben und ihre Gräber blieben an der Bahnlinie in Kasachstan zurück.

Wir kamen nach Ostsibirien, Krasnojarsk Kreis. Die Russen haben uns Deutsche betrachtet und sagten, „diese Faschisten“ ähneln ja auch Menschen.

Der NKWD (Geheimpolizei) sagte uns, dass wir jetzt Verbannte sind, haben kein Stimmrecht, dürfen ohne Erlaubnis der Komendatur das Dorf wo wir wohnen, nicht verlassen. Mein Mann kam in die Trudarmee und ist nicht mehr zurückgekommen.

2 Jahre arbeitete ich im Kollektiv, Dorf . . . Von den Deutschen auf diesem Dorf nur ich konnte die russische Sprache und ich musste für alle Deutsche abrechnen.

Der Komendant suchte nach „Verräter“ unter den Deutschen. Es ist schwer in Worte auszudrücken, welche Erniederungen, Verschmähungen und Drohungen ich musste aushalten.

Mir sagte man, wenn ich die Verräter unter den Deutschen verheimliche, da wollten sie mir das Kind abnehmen und für mich einen Platz finden, wo ich das Tageslicht nicht mehr erblicke. Viele, viele Jahre wurde ich so gequält und gepeinigt. Ich war so verzweifelt, dass ich nicht mehr leben wollte. Aber wenn mein Kind die Ärmchen mir entgegenstreckte, da füllte ich, das es meine Pflicht ist für mein Kindlein zu leben.

Ich nahm mein Kind in die Arme, drückte an meine Brust und habe ihm geschworen „ich will und muß für dich leben“. Ich habe gebetet, aber Gott hat meine Gebete nicht angehört . . . ich verzweifelte.

In diesem Dorf war eine Mittelschule (10 Klassen). Es hat an Lehrer gemangelt. Deshalb hat man mir in dieser Schule angeboten zu arbeiten. Habe die deutsche Sprache, Biologie und Chemie vorgetragen. Hier arbeitete ich 34 Jahre. Es waren sehr schwere Jahre! 15 Jahr unter der Komendatur. Ein Mensch ohne Menschenrecht. Auf eine beliebige Erniederung konntest du nicht antworten. Arbeiten musste ich für zwei.

Im Jahr 1956 wurden wir von der Komendatur befreit. Wir waren frei, mussten aber weiter in Sibirien leben.

Leben nach Aufhebung der Kommandatur

Im Dezember **1955** wurde die Kommandatur aufgehoben, aber die Menschen haben erst im Jahr 1956 davon erfahren.

Aufhebung der Kommandatur bedeutete: Die Russlanddeutschen durften von nun an den Wohnort wieder selber wählen. Allerdings gab es eine schmerzhaft Einschränkung, sie durften nicht mehr an die Orte zurückkehren, die eigentlich ihre Heimat gewesen waren.

Die Wolga, der Kaukasus, das Schwarzmeergebiet usw. waren für sie verschlossen, es blieb ihnen nur der asiatische Teil der Sowjetunion.

„Ich will dort hin, wo Äpfel wachsen!“ hat eine der Omas gesagt, so erzählt heute ihre Enkelin.

Es zog viele aus dem kalten Norden nach dem warmen Süden. Sie siedelten sich an in Südkasachstan, Usbekistan, Tadschikistan oder Kirgisien.

Sie brauchten Jahre, bis die Großfamilien sich wieder zusammengefunden hatten. Sie bauten Häuser und legten Gärten an, sie hielten meist gute Nachbarschaft mit all den Menschen anderer Nationen um sie herum. Aber noch immer galten die „Nemetz“ den meisten als Staatsfeinde. Es war gut, möglichst wenig als „deutsch“ erkannt zu werden.

Studienplätze gab es für sie in der Regel keine, oder wenn schon, dann höchstens zur Ausbildung als Ärzte oder Lehrer. Beide Berufe waren wichtig, wurden aber in der Gesellschaft der Sowjetunion nicht sehr geachtet.

Seit 1955 wurden nun auch häufiger Ehen über nationale Grenzen hinweg geschlossen. Als Folge breitete sich der Gebrauch der russischen Sprache auch innerhalb der Familien aus.

Die Kleinkinder wurden zwar meist von der Oma betreut, und die sprach mit ihren Enkeln noch Deutsch. Wenn die Kinder aber in die Schule kamen, dann mussten sie Russisch sprechen, und in vielen Familien blieb es von da an bei dieser Sprache.

Manche der „Babuschkas“ achteten dennoch auch später bei den größeren Kindern eisern darauf, dass sie, die Oma, nur mit Deutsch angesprochen werden wollten, und damit erhielten sie ihren Enkeln wenigsten einen Rest an Kenntnissen der deutschen Sprache.

Seit 1955 begannen viele der „Nemetz“ sich zu fragen: Gehören wir nicht eigentlich nach Deutschland? Aber entsprechende Ausreisearträge wurden von den Sowjetbehörden fast immer abgelehnt: „Njet!“

Gesetze, die keine Wirkung haben konnten

1964 wurde in einem Gesetz festgestellt, dass die pauschale Beschuldigung der Sowjetbürger deutscher Nation nicht rechtens war. (Siehe Anhang 10.2, S. 109) Leider ist es in Russland nicht zwingend vorgeschrieben, dass Gesetze veröffentlicht werden müssen. Dieses blieb unveröffentlicht und somit wirkungslos.

1972 war diese Gesetzeshandhabung noch bedauerlicher, denn nach einem 1972 erlassenen Gesetz hätten die „Nemetz“ auch wieder in ihren Herkunftsgebieten siedeln dürfen. (Siehe Anhang 10.2, S. 111) Aber das Gesetz trug einen Stempelaufdruck: „Streng geheim!“

Familienzusammenführung wird möglich

1975 gehörte die Sowjetunion zu den Unterzeichnern der Schlussakte der KSZE-Konferenz in Helsinki.

Im „Korb 3: Humane Erleichterungen“ verpflichteten sich die Unterzeichnerstaaten, dass sie Familienzusammenführung ermöglichen würden. Damit gab es für die Russlanddeutschen zum ersten Mal eine gesetzliche Grundlage, auf die sie sich berufen konnten.

Russlanddeutsche Wehrmachtsoldaten, die als deutsche Staatsangehörige in westliche Kriegsgefangenschaft geraten waren, die später in den westlichen Teil Deutschlands entlassen worden waren und nun dort lebten, konnten ihren Familien Einladungen zur Familienzusammenführung schicken.

War das geglückt und lebten diese als Aussiedler in Deutschland, hatten auch sie wieder Familienangehörige (Schwiegereltern oder Geschwister) in der Sowjetunion. Jetzt konnte für diese nahen Verwandten Familienzusammenführung beantragt werden.

Die gleiche Möglichkeit bestand für die ehemaligen Russlanddeutschen, die 1945 den Repatriierungskommissaren entgangen waren und als deutsche Flüchtlinge im Westen eine neue Heimat gefunden hatten. Auch sie konnten jetzt Anträge auf Familienzusammenführung stellen für ihre Verwandten ersten Grades in der Sowjetunion. So begann mit kleinen Zahlen die Aussiedlung der Russlanddeutschen.

„Perestroika“ und „Glasnost“

1985 kam Gorbatschow an die Regierung.

Zum ersten Mal war es niemand aus der gewohnten „Altherrenriege“, Gorbatschow war ein jüngerer Politiker (54 Jahre alt) mit neuen Gedanken. „Perestroika“ Umgestaltung und „Glasnost“ Durchschaubarkeit hießen die neuen Leitworte.

Es war nicht die Absicht Gorbatschows, den Kommunismus anzutasten, im Gegenteil, er wollte ihn umgestalten und dadurch stärken.

Im Ullstein Sachbuch 34481 (Berlin. Ullstein 1988): Michail Gorbatschow: „Was ich wirklich will. Antworten auf die Fragen der Welt“ finden wir den übersetzten Wortlaut seiner Rede vom 2. November 1987 auf der gemeinsamen Festsitzung des Zentralkomitees der KPdSU, des Obersten Sowjets der UdSSR und des Obersten Sowjets der RSFSR anlässlich des 70. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution.

Einige Zitate aus dieser Rede beweisen dies:

Seite 259

„... Der Oktober ist in der Tat eine wirkliche „Sternstunde“ der Menschheit, ist ihre Morgenröte. Die Oktoberrevolution – das ist die Revolution des Volkes und für das Volk, für den Menschen, für seine Befreiung und Entwicklung ...“

Seite 278

„... Zugleich hat die Zeit, von der die Rede ist, auch Verluste gebracht ... Damals glaubte man an die universale Effektivität einer strikten Zentralisierung, daran, dass Kommandomethoden der kürzeste und beste Weg zur Lösung jeglicher Aufgaben seien. Das wirkte sich auf die Einstellung zu den Menschen und zu ihren Lebensbedingungen aus.“

Es entstand ein System des Administrierens und Kommandierens der Partei- und Staatsführung des Landes. Es verstärkte sich der Bürokratismus, vor dessen Gefahren Lenin seinerzeit gewarnt hatte ...“

Seite 291

„... Das zunehmende Auseinanderklaffen der hohen Prinzipien des Sozialismus und der Realität des Alltags wurde unerträglich ... Die Idee der Umgestaltung basiert auf unserer 70jährigen Geschichte ...“

Seite 330

„... Bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts sind es nur noch gut 13 Jahre. Im Jahr 2017 begeht unser Volk, die gesamte fortschrittliche Menschheit den 100. Jahrestag des Großen Oktober ...

Im Oktober 1917 haben wir die alte Welt unwiderruflich hinter uns gelassen. Wir gehen einer neuen Welt entgegen – der Welt des Kommunismus. Von diesem Weg werden wir niemals abweichen!“

„Glasnost“ Durchsichtigkeit sollte Umgestaltung „Perestroika“ möglich machen, in Gesprächen, Veröffentlichungen, bei Versammlungen und öffentlichen Reden sollte benannt werden dürfen, was schief läuft, um so Verbesserungen möglich zu machen.

Aber diese neuen Freiheiten, auch über Probleme und Ärgernisse zu reden und zu schreiben, die erwiesen sich wie jener „Geist aus der Flasche“. Einmal entfesselt, entwickelten sie ihre eigene Dynamik und waren nicht mehr zu steuern.

In Deutschland hat der Name „Gorbatschow“ einen guten Klang, schließlich haben wir es vor allem ihm zu verdanken, dass Wiedervereinigung möglich geworden ist. Bei Gesprächen mit Menschen in der Russländischen Föderation jedoch hört man fast immer vernichtende Urteile. Die meisten lasten ihm an, dass die Sowjetunion auseinander gebrochen ist. Sie machen ihn dafür verantwortlich, dass die (scheinbare) Stabilität abgelöst worden ist durch fortwährende radikale Veränderungen. Viele haben den Eindruck, das Leben habe sich für die große Mehrheit der Menschen seither verschlechtert.

Auch die Russlanddeutschen halten mit abfälligen Aussagen nicht zurück.

Bei aller Kritik ist den Aussiedlerinnen und Aussiedlern aber eines bewusst, ab 1985 wurden deutlich mehr Aussiedleranträge zugelassen und positiv beschieden. Die Aussiedlerzahlen stiegen deutlich an:

Aussiedler – Zugangszahlen in die Bundesrepublik Deutschland

Jahr	Aussiedler in die BRD	Davon aus der UdSSR
1986	42.788	753
1987	78.523	14.488
1988	202.673	47.572
1989	377.055	98.134
1990	397.073	147.950

Quelle: Info-Dienst Deutsche Aussiedler, Bonn Nr. 69 Juli 1995

In Deutschland führte das zu unterschiedlichen Reaktionen.

Ein Teil der Bevölkerung hat sich mit großem Engagement für die Ankommenden eingesetzt. An vielen Orten entstanden Freundeskreise für Aussiedler. Ehrenamtliche haben sich engagiert in Hausaufgabenbetreuung und Hausbesuchen, Kirchengemeinden haben Begegnungsveranstaltungen organisiert, Kleiderkammern und Möbellager sollten Nöte beseitigen.

Aber die Situation führte auch zu Unruhe in der Bevölkerung, zu Abwehrtendenzen. Die Politiker wurden immer heftiger mit der Frage konfrontiert: Wieso dürfen diese Menschen eigentlich nach Deutschland kommen?

Das Auseinanderbrechen der Sowjetunion und die Folgen für die Russlanddeutschen

Das Jahr **1991** mit dem Auseinanderbrechen der Sowjetunion brachte den Russlanddeutschen noch einmal neue Probleme. Bisher waren die Probleme durch (erzwungenen) Ortswechsel entstanden. Diesmal war die Staatsgrenze über ihre Köpfe hinweggezogen.

In den nun selbständig gewordenen Republiken Mittelasiens flammte ein neues Selbstbewusstsein auf: Wir sind Asiaten, Europäer haben bei uns nichts verloren. Das galt in erster Linie den Russen, die von vielen wie eine Kolonialmacht erlebt worden waren, aber es traf auch die Deutschen. Wo sollten sie hin?

Sollten sie Zuflucht suchen in der Russländischen Föderation? Oder sollten sie die Ausreise nach Deutschland beantragen?

Hier gilt es zu bedenken, dass bei all den einschneidenden Lebensbrüchen immer ihr Deutschsein die Hauptrolle gespielt hat.

Als sowjetische Staatsbürger deutscher Nation wurden sie 1941 ohne persönliches Verschulden pauschal zu Staatsfeinden gestempelt.

Als sie 1955 aus der „Gefangenschaft“ Kommandantur befreit wurden, verwehrte man ihnen die Rückkehr in die deutschen Siedlungsgebiete, es blieb ihnen nur die freie Ortswahl im asiatischen Teil der Sowjetunion.

Dadurch befanden sie sich im Jahr 1991, nach dem Auseinanderbrechen der Sowjetunion, plötzlich im „Ausland“ und sollten das Land verlassen.

Wenn sie nun nach Russland übersiedeln würden, könnte es dann nicht irgendwann wieder heißen: „Weg mit euch!“?

Wo gibt es auf dem Globus den Platz, an den sie hingehören, von dem sie nicht wieder vertrieben werden können?

Immer war ihre Zugehörigkeit zur deutschen Volksgruppe die Ursache der Nöte gewesen. In Deutschland würden sie nie vertrieben werden können, weil sie ja Deutsche sind.

Damit, dass sie in Deutschland „die Russen“ sind, damit hatten sie nicht gerechnet.

Russlanddeutsche Jugendliche und ihre Orientierungsschwierigkeiten

Für die russlanddeutschen Jugendlichen ist das anders. Sie gehören inzwischen bereits zur „Nach-Perestroika-Generation“ und sie machen unter den Ankommenen fast die Hälfte aus (etwa 45 %). Fast immer ist ein Elternteil russisch oder gehört sonst zu einer anderen Nation.

Mehr und mehr kommt es vor, dass sogar schon in der Großelterngeneration jemand Russe war.

Nelly Däs, eine russlanddeutsche Autorin, die 1945 mit 15 Jahren nach Deutschland kam und das Glück hatte, nicht repatriert zu werden, bat in den 90er Jahren russlanddeutsche Jugendliche, über ihre Situation und über ihr Leben zu schreiben. Sie gab diese Berichte unter dem Titel „Lasst die Jugend sprechen. Russlanddeutsche Jugendliche berichten“ 1994 im Georg Bitter Verlag heraus.

Hier einige Zitate aus diesem lesenswerten Buch:

Seite 23

„Michael Melnikow: Ich wusste nicht, dass ich Deutscher bin“

„Ich habe erst sehr spät erfahren, dass ich ein Deutscher bin. Ich hielt mich für einen Russen und war stolz darauf. Mein Vater war Russe und er wollte, dass ich als Russe erzogen werde. Meine Eltern führten eine gute Ehe und meine Mutter fügte sich seinem Wunsch.

Nur ungern erinnere ich mich heute daran, wie ich bei einem Gespräch mit meiner deutschen Tante die wirkliche Nationalität meiner Mutter erfuhr. Für mich stürzte die durch die sozialistische Erziehung so lange und mühevoll aufgebaute Welt zusammen. War meine Mutter nun schlechter als mein Vater, weil sie eine Deutsche war? Nein, für mich war sie die beste Mutter von der Welt! ...

Einige Wochen nach dieser Entdeckung hatte ich mich als bald Sechzehnjähriger für eine der beiden Nationalitäten meiner Eltern zu entscheiden. Diese Zugehörigkeit wurde in den Pass eingetragen, und dann war man Russe, Deutscher oder sonst etwas. Was aber war ich? Diese Frage quälte mich tagelang. Meine Eltern wollte ich nicht in meinen Gewissenskonflikt hineinziehen, es sollte meine alleinige Entscheidung sein. Schließlich entschied ich mich für meine Mutter, für ihre Nationalität.

Geholfen hat mir dabei die Erinnerung an Urlaubsfahrten mit meiner Mutter in die damalige DDR, wo ihre Schwester in Jena wohnte. Es hat mir dort gefallen. Alles war sauber gewesen und die Menschen freundlich. Ich wollte dort leben, und so war es für mich kein großes Opfer, nicht mehr als Russe zu gelten.“

Seite 97

„Marina Boon: Meine Erlebnisse in Russland“

„... Ich weiß nicht mehr genau, wann es war, jedenfalls sprachen meine Eltern ebenfalls eines Tages über eine Auswanderung nach Deutschland. Mir jagte das Angst ein. Ich dachte an meine russische Freundin, die ich ebenso zurücklassen sollte wie meine Nachbarn, Lehrer und Verwandten. Meine Mutter wollte auf alle Fälle zu ihren Geschwistern, die bereits in Deutschland lebten und dort echte Deutsche geworden waren. Auf meine Frage, ob wir denn keine echten Deutschen seien, gab mir meine Mutter zur Antwort: „Erst wenn wir unter Deutschen leben und die deutsche Staatsangehörigkeit haben, sind wir echte Deutsche.“

Mir war das ehrlich gesagt einerlei, echt oder unecht, eines aber hatte ich schon gelernt: In den Augen der Tadschiken war ich eine „Faschistin“, eine „Kapitalistin“, Tadschikistan war also offenbar nicht meine Heimat. Ich begann, mir Gedanken über mich und meine Zukunft zu machen.“

Von der besonderen Verantwortung der Bundesrepublik Deutschland

Viele Einheimische denken, die Aufnahmebereitschaft der BRD habe etwas mit der Auswanderung vor 200 Jahren zu tun, und das hört sich plausibel an: Früher ging es den Deutschen in Deutschland schlecht und deshalb sind sie ausgewandert. Nun geht es ihnen dort schlecht und deshalb kommen sie wieder zurück.

Aber mit der Auswanderung von einst hat die politische Entscheidung zur Aufnahme von Aussiedlern in der Tat nichts zu tun.

Der Grund für die politische Entscheidung, Russlanddeutsche als Deutsche bei uns aufzunehmen, liegt bei den oben beschriebenen Kriegseignissen.

Noch 1990 erlebte ich bei einer ersten Reise in die Sowjetunion die paradoxe Situation, dass wir, die Reisegruppe aus der Bundesrepublik, die „guten Deutschen“ waren, während die „Nemetz“ an vielen Orten noch „Hitleristen“ und „Faschisten“ genannt wurden.

Nach deutschen gesetzlichen Grundlagen hätten die Russlanddeutschen viel früher kommen können.

In seiner ersten Fassung entstand das **Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge (Bundesvertriebenengesetz – BVFG)** schon im Jahr 1953.

Aber die Antragsteller bekamen von der Sowjetunion keine Ausreiseerlaubnis.

Manche Teilnehmer der Aufbauwochen erzählten von 20 Anträgen, die sie nach 1955 vergebens gestellt haben, weil diese immer abgelehnt worden sind. Dabei muss man wissen, dass nur einmal jährlich ein Antrag gestellt werden durfte und dass dieser Antrag für dortige Verhältnisse sehr viel kostete.

All dies bewirkte, dass die Mehrheit der Deutschen aus Russland später kamen als die Aussiedlerinnen und Aussiedler aus anderen Herkunftsländern, wie z. B. aus Rumänien und Polen.

Wenn die Bezeichnung „Aussiedler“ durch das Kriegsfolgenbereinigungsgesetz vom 21. Dezember 1992 und durch die damit verbundene Novellierung des BVFG für Neuankömmlinge seit dem 1. Januar 1993 ersetzt worden ist durch die Bezeichnung „Spätaussiedler“, dann schwingt für viele Deutsche aus Russland leichte Bitterkeit mit: „Wir sind die ‚Zu-Spät-Gekommenen‘.“

Ihnen tun Politikeraussagen gut, in denen ein Wissen um ihr Schicksal herauszuhören ist.

Bei einem Gespräch des damaligen Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen, Jochen Welt, mit den Chefredakteuren russisch- und deutsch-russischsprachiger Zeitungen am 01.03.2002 sagte er unter anderem Folgendes:

„Die Bundesregierung hält in Übereinstimmung mit der Süßmuth-Kommission an ihrer historischen Verantwortung gegenüber den Russlanddeutschen fest. Russlanddeutsche wurden in der ehemaligen Sowjetunion als deutsche Faschisten beschimpft, ausgegrenzt und in die asiatischen Teile des Landes und nach Sibirien zwangsumgesiedelt. Sie sind es, die am längsten an den Folgen des 2. Weltkriegs gelitten haben und noch heute die Folgen der Benachteiligungen aus der kommunistischen Zeit spüren. Es steht daher außer Frage, dass sich die Bundesregierung zu ihrer besonderen Verantwortung für die Angehörigen der deutschen Minderheiten in den Staaten der ehemaligen Sowjetunion bekennt.“

(Quelle: <http://www.bmi.bund.de/dokumente/Pressemitteilung>)

Auch sein Nachfolger, Hans-Peter Kemper, MdB, der seit November 2004 der neue Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und Minderheiten ist, äußert sich entsprechend.

In einem Interview mit der Zeitschrift „Volk auf dem Weg“ der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland (2/2005, S. 4) sagte er:

„Die Bundesregierung wird auch in Zukunft Russlanddeutschen, die die gesetzlichen Voraussetzungen erfüllen, die Aussiedlung nach Deutschland ermöglichen. Das Zuwanderungsgesetz hält weiterhin an der Vermutung eines Kriegsfolgeschicksals der Russlanddeutschen fest.“

Resumée

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges – aus Sicht der Bevölkerung in der ehemaligen Sowjetunion: Seit dem „siegreichen Ende des Großen Vaterländischen Krieges“ – ist tatsächlich viel Zeit vergangen: 60 Jahre!

Die politische Weltlage hat sich in dieser Zeit gewaltig verändert. Ist es da nicht an der Zeit, Schluss zu machen mit dem ganzen Komplex Aussiedler/Spätaussiedler?

Im vorigen Abschnitt wurde beschrieben, weshalb es für die Russlanddeutschen immer noch wichtig ist, dass sie kommen dürfen, und weshalb ihren Anträgen immer noch Kriegsfolgen als Begründung zugestanden werden.

Die Auswirkungen dieser großen Zeitspanne dürfen indes nicht übersehen werden. Wer einen Krieg verliert, der ist nicht sehr darauf erpicht, zurückzuschauen. Für uns in Deutschland hat mit Entstehung der Bundesrepublik eine neue Zeit begonnen, der „Fall der Mauer“ war noch einmal ein einschneidendes Ereignis, und die Probleme der Gegenwart stehen ganz im Vordergrund unseres Bewusstseins. Der Zweite Weltkrieg liegt weit zurück.

Anders ist das in den Staaten der ehemaligen Sowjetunion und dort besonders in der Russländischen Föderation. Der 9. Mai als Tag des Sieges wird immer noch aufwendig gefeiert, selbst in kleinen Dörfern brennt das ganze Jahr über, tagaus, tagein, die ewige Flamme am Denkmal der gefallenen Helden. Brautleute legen am Tag ihrer Hochzeit den Brautstrauß feierlich dort nieder und Schulklassen werden an die großen Stätten des Gedenkens geführt.

Diese unterschiedliche Wahrnehmung hat Auswirkungen.

Die zuständigen Beamten und Mitarbeiter in unseren Ämtern, die mit Aussiedlern zu tun haben, müssen sich das Hintergrundwissen erst aneignen und haben selten Zeit und Gelegenheit, sich ausführlicher mit unterschiedlichen Einzelschicksalen zu befassen.

Lehrer in den Schulen und Polizisten in ihrem Berufsalltag haben immer wieder auch mit russlanddeutschen Kindern und Jugendlichen zu tun, aber über die Situation in den Herkunftsländern wissen sie oft wenig Bescheid, und darin ergeht es ihnen nur wie den meisten in unserer Bevölkerung.

Auch das war eine der Folgen der ersten Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg. Der „Eiserne Vorhang“ hat uns im Westen erfolgreich abgeschottet vor Informationen über den Osten. Wir kennen uns besser aus in Frankreich, England oder Italien als in Russland oder gar in Kasachstan. Da sind „weiße Flecken“ in unseren Kenntnissen von diesen Ländern im Osten, die darauf warten, gefüllt zu werden.

Glücklicherweise hat sich das inzwischen etwas geändert. Wir können reisen und eigene Eindrücke sammeln. Das Fernsehen liefert uns eindruckliche Landschaftsbilder und berichtet uns vom Leben und vom Alltag in diesen Ländern.

Wenn wir jedoch nach Russland reisen, um Moskau, St. Petersburg, die Wolga oder andere sehenswerte Gegenden zu erleben, dann stoßen auch wir auf Schwierigkeiten mit der Sprache. Wir einheimischen Deutschen verfügen zwar in der Regel über Englischkenntnisse und/oder Kenntnisse der französischen, italienischen oder spanischen Sprache, nur Russisch ist uns leider kaum bekannt.

Diese fehlende Sprachkompetenz auf unserer Seite könnte vielleicht eine Ursache dafür sein, dass uns die untereinander russisch sprechenden Aussiedler so sehr stören. Wir können sie nicht verstehen, können ihre Mimik nicht einschätzen, bekommen ein unangenehmes Gefühl.

Die Gründe dafür können sogar noch tiefer liegen. Für Menschen, die bei Kriegsende von den Soldaten der Roten Armee überrollt worden sind, können allein durch den Sprachklang schreckliche Erinnerungen auftauchen und dadurch Schmerz, Angst und Entsetzen erneut wachrufen. Ein Folge könnte sein, dass manches weit zurückliegende Trauma neu verarbeitet werden muss.

Auf Deutschkenntnisse kann nicht verzichtet werden. Aussiedlerinnen und Aussiedler müssen Deutsch lernen, sie werden sonst nie integriert sein in unserer Gesellschaft.

Die Formulierung „Fördern und fordern“ trifft im Bereich der Sprachkenntnisse ganz besonders zu.

Wir sollten aber auch eine andere Seite wahrnehmen:

Die Wirtschaft hat längst den Osten als zukunftssträchtigen Wirtschaftsraum entdeckt. Durch die russlanddeutschen Aussiedler bekommt die einheimische Wirtschaft nun die große Chance, hier im Land Menschen zu haben, die muttersprachlich Russisch können, die sich auskennen in den uns noch fremden Ländern, die also bestens dafür geeignet sind, Brücken zu schlagen in diesen uns noch fremden Teil unserer Welt.

Das nächste Kapitel soll uns Einblicke geben in das Leben in den Herkunftsländern.

3. Vom Leben in den Herkunftsländern

Von welchen Erfahrungen wurden Russlanddeutsche geprägt?

Die Erfahrungen sind unterschiedlich

Individuelle Berichte über das Leben in den Herkunftsländern unterscheiden sich stark. Im Kontakt mit Aussiedlern, die über gute Deutschkenntnisse verfügen, erfahren wir differenziert von beeindruckenden Lebensschicksalen.

Wichtig dabei ist unser fragendes Interesse auch, oder ganz besonders, für die anderen, die sich mit der deutschen Sprache schwer tun. Durch unser Fragen erleben sie, wie schön es jetzt wäre, Deutsch zu können. Die Motivation, diese Sprache zu erlernen, wird deutlich gestärkt.

Das gilt besonders auch für die Jugendlichen. Erfahrungen zeigen, dass sie positiv darauf reagieren, wenn sie bei fragenden Erwachsenen ehrliches Interesse und Wertschätzung spüren. Sie hören von vielen Seiten, wie sie sich hier verhalten sollen, sie haben aber wenig Gelegenheit, von ihren Erfahrungen, ihren Freunden, ihrem Leben zu erzählen.

Drüben sind sie angehalten worden, ältere Menschen zu achten und zu respektieren. Deswegen sind gerade Seniorinnen und Senioren, die vielleicht eher etwas Zeit darauf verwenden können, für solche Gespräche besonders gut geeignet.

Unsere Geduld beim Anhören ihrer sprachlichen Versuche macht ihnen Mut und das Gespräch gibt ihnen Gelegenheit, die neu erworbenen Kenntnisse anzuwenden und einzuüben.

Räumliche Unterschiede

Allein die Russländische Föderation ist schon 50-mal größer als Deutschland.

Die städtische Kultur ist eine andere als die der oft weit voneinander entfernt liegenden Dörfer.

Kasachstan ist asiatisch geprägt, in der Russländischen Föderation wetteifern slawische und westliche Einflüsse miteinander.

In der Ukraine ist der westliche Teil des Landes deutlich europäisch orientiert, der östliche Teil ist slawisch geprägt und nach Russland ausgerichtet.

Von großem Einfluss sind in dem riesigen Raum auch die klimatischen Unterschiede. Im hohen Norden ist die Erde permanent gefroren, im Süden herrscht subtropisches Klima.

Durch die Ausdehnung dieser riesigen Länder, die der GUS angehören („Gemeinschaft Unabhängiger Staaten“), leben die Menschen nicht einmal mit der gleichen Uhrzeit. Wenn in Moskau das neue Jahr eingeläutet wird, dann ist es in Wladiwostok bereits mehrere Stunden alt.

Die Russlanddeutschen sind keine homogene Gruppe

Schon in den Siedlungsgebieten gab es Unterschiede. Die Russlanddeutschen im Schwarzmeergebiet hatten eine andere Lebenssituation als die Wolgadeutschen.

In den Siedlungen an der Wolga erbten alle Kinder. Von Zeit zu Zeit musste das Land neu aufgeteilt werden, die einzelnen Höfe wurden kleiner.

Im Schwarzmeergebiet erbte der jüngste Sohn den Hof. Für die älteren Brüder wurde entweder Land hinzuerworben oder gepachtet, es wandten sich aber auch nicht wenige der jungen Männer anderen Berufen zu.

Es gab deutsche Lehrerbildungsanstalten, deutsche Theater, deutschsprachige Zeitungen. Eine russlanddeutsche Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen war weithin bekannt.

Die aus dem Weichselgebiet stammenden Mennoniten sprachen Plattdeutsch.

Ein Teil dieser Einwanderer kam erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach Russland und hatte daher intensivere und länger andauernde Beziehungen zu den Verwandten, die an der Weichsel zurückgeblieben waren.

Selbst der Name „Russlanddeutsche“ ist eigentlich irreführend, denn zur Zeit der Auswanderung gab es noch gar kein politisch geeintes Deutschland. Die Auswanderer kamen aus dem Herzogtum Württemberg bzw. dem württembergischen Königreich, wenn sie erst nach 1807 ausgewandert waren.

Andere kamen aus dem Großherzogtum Baden, aus Hessen, aus der Pfalz.

Es einte sie die Sprache, aber auch die nur in den verschiedenen Dialektformen, und es einte sie (oder „dreiteilte“ sie) die Religion, die evangelisch, katholisch oder mennonitisch war.

Bedeutung von Glaube und Religion

Nicht nur die Unterschiede in der Konfessionszugehörigkeit, sondern auch die Unterschiede in der Ausprägung der Frömmigkeit spielten von Anfang an eine wichtige Rolle.

Städtische Gemeinden mit einem Pastor, der – wie damals die meisten evangelischen Pastoren in Russland – an der Universität in Estland, in Dorpat (heute Tartu), Theologie studiert hatte, pflegten ein anderes Gemeindeleben als „stundistisch“ geprägte Landgemeinden. Die eher pietistisch ausgerichteten Pfarrer hatten oftmals in der Schweiz, in Basel, im Seminar der Basler Mission ihre Ausbildung erhalten und waren bei den Theologen mit einem Vollstudium nicht immer als ebenbürtig angesehen.

Die frommen „Stundisten“ ihrerseits hielten nicht viel von der liberalen Frömmigkeit der Städter.

Die katholischen Dörfer pflegten wieder ganz andere kirchliche Traditionen und auch die Mennoniten blieben in der Regel unter sich.

Die Verfolgungen durch den militanten Atheismus nach der Revolution trafen dann alle Christen gleichermaßen. Die Weitergabe religiöser Inhalte an Kinder und Jugendliche wurde strengstens verboten, in den Schulen wurde Atheismus gelehrt. Die kommunistische Weltanschauung zerriss manche Familie.

Die Zwangsverschleppung aller Russlanddeutschen nach dem Überfall der Hitlertruppen auf die Sowjetunion im Jahr 1941 mischte die Konfessionen und Weltanschauungen gründlich durcheinander.

Aber in dieser schrecklichen Zeit unter der Kommandantur erwies sich der Glaube als eine tragfähige Lebenshilfe. Viele Russlanddeutsche haben nur überlebt, weil sie in ihrem Glauben Halt gefunden haben.

Da in diesen Jahren die Männer in der Regel von ihren Familien getrennt waren und in Arbeitslagern leben mussten, waren die Frauen mit den Kindern in den Dörfern und Sowchosen auf sich allein gestellt. Auch die russlanddeutschen Frauen mussten harte – unentgeltliche – Arbeit leisten, Zwangsarbeit.

Sie waren als Holzfällerinnen im Wald, als Melkerinnen in den riesigen Stallungen der Sowchosen oder als Traktoristinnen auf den Feldern. Nicht wenige von ihnen hatte man in Munitionsfabriken gesteckt und andere kamen zum Bergbau in den Schacht.

Für die Christinnen unter ihnen spielte in dieser Zeit die Konfessionszugehörigkeit keine Rolle mehr. Sie trafen sich über alle Konfessionsgrenzen hinweg heimlich im Verborgenen und teilten miteinander, was sie noch an „Bibelteilen“ gerettet hatten oder auswendig wussten. Sie sangen miteinander Glaubenslieder und schrieben die Texte in sorgsam gehütete Hefte. Sie beteten miteinander und können heute von manch wunderbarer Erhöhung berichten.

Eine Teilnehmerin einer Aufbauwoche (einem der Intergrationsseminare der Ausiedlerarbeit in der Evang. Landeskirche in Württemberg) hat mir erzählt, ihre Mutter habe die Aufgabe gehabt, an einem Holzpfosten ihrer Baracke täglich eine Kerbe einzuschnitzen, damit sie wussten, wann Sonntag war.

Gegensätzliche Erfahrungen

Es gab Orte, da war die Verfolgung der Frommen rigoros und jede Zusammenkunft wurde hart bestraft. Es gab andere Orte, da wurde „dieses Treiben“ als wenig gefährlich eingeschätzt und toleriert, solange es unauffällig blieb.

Bei den „Aufbauwochen“ haben wir immer wieder erlebt, dass es unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern beinahe zum Streit kam, wenn sie von ihrem Erleben erzählt haben und die Erfahrungen zu gegensätzlich waren.

Da erzählten die einen, dass es streng verboten war, Deutsch zu sprechen, während andere das heftig bestritten. Es hatten aber beide Seiten Recht, denn es kam immer auf die örtlichen Machthaber an, welche Regelung galt.

Die einen erzählten, dass die Kinder in den Jahren 1941 bis 1955 nicht in die Schule gehen durften. Die anderen behaupteten, das sei nur daran gelegen, dass 1941 die Kinder einfach kein Russisch konnten und diese fremde Sprache erst erlernen mussten. Wieder andere sagten, sie hätten schon zur Schule gehen dürfen, aber das war bei der großen Kinderschar für jedes Kind nur an einem Tag in der Woche möglich, weil es für alle Kinder nur einen Mantel gab.

Jede Generation macht andere Erfahrungen

Die „Erlebens-Generation“ hat andere Erfahrungen gemacht als die „Perestroika-Generation“.

Zur Erlebens-Generation werden die gezählt, die vor 1956 geboren sind. Sie haben alle die Zeit unter Kommandantur noch selber miterlebt, auch die ganz kleinen Kinder waren damals von der Situation noch betroffen.

Die „Perestroika-Generation“ nennt man die Kinder und Jugendlichen, die nach 1985 geboren sind.

Während bei uns im Westen der Name „Gorbatschow“ einen positiven Klang hat – schließlich war Gorbatschow maßgeblich daran beteiligt, dass Wiedervereinigung in Deutschland Wirklichkeit werden konnte –, geben ihm die Menschen dort die Schuld am Auseinanderbrechen der Sowjetunion.

1991 bedeutete einen totalen Zusammenbruch der bisherigen Werte. Die Kinder und die Jugendlichen haben das besonders heftig zu spüren bekommen.

Der bisher so geschmähte und bekämpfte Kapitalismus bekam auf einmal prägende Kraft. Wahrscheinlich darf man dabei nicht übersehen, dass keine Zeit blieb, das Zerrbild „Kapitalismus“, das jahrzehntelang in der Sowjetunion gezeichnet worden war, erst einmal zu korrigieren. „Marktwirtschaft“ war das neue Zauberwort und „Businessman“ der neue Traumberuf.

Die Schule, bis dahin die eigentliche gesellschaftliche Erziehungsagentur, musste die Erziehungsziele neu definieren. Lehrer und Lehrerinnen waren zutiefst verunsichert. Nicht wenige Schüler erlebten, dass sie durch allerlei Tauschgeschäfte an einem einzigen Tag mehr verdienen konnten als ihre Eltern mit der Arbeit eines ganzen Monats. Sie begannen sich zu fragen: Lohnt sich ein Schulbesuch überhaupt noch?

Auf der im Anhang 10.1 beigefügten Grafik lässt sich ablesen, welche historischen Einschnitte der Einzelne im Laufe seines Lebens selber miterlebt hat.

Diese Hinweise können uns Einheimischen beim Gespräch mit Aussiedler/innen helfen. Wir können uns am Lebensalter des Gesprächspartners orientieren und fragen: „Wie haben Sie diese Zeit damals erlebt?“

Einflüsse der Großfamilie

Die mitgebrachten Erfahrungen waren auch davon abhängig, ob die Großfamilie noch überwiegend aus Deutschen bestand oder ob der russische Anteil der Familie überwog. Die Zusammensetzung wirkte sich zwar nicht zwangsläufig, aber doch sehr oft auf die Sprachkenntnisse aus. Die Pflege verschiedener Sprachen ist unter anderem auch eine Frage der Bildung und des beruflichen und nachbarschaftlichen Umfeldes. Oftmals war es aus vielerlei Gründen einfach zweckmäßig, ganz auf die russische Sprache überzugehen.

Auswirkung hat auch die Tatsache, ob inzwischen schon Verwandte in Deutschland leben, ob die Stadt im Herkunftsland in Deutschland eine Partnerstadt hatte und ob Besuche hin und her möglich gewesen waren.

Die Großfamilie hat in den Herkunftsländern eine viel größere Bedeutung als bei uns heute. Gehören überwiegend Deutsche zum Familienclan, fällt die Entscheidung, auszusiedeln, leichter, als wenn es dadurch zu einer Trennung zwischen dem deutschen und dem russischen Teil der Familie kommt.

Bei inzwischen 9 Russlandreisen bin ich dort übrigens noch nie auf den Ausdruck „deutschstämmig“ gestoßen, es wird immer nur von „Deutschen“ geredet, so, wie auch sonst von Tataren, Baschkiren, Ukrainern, ... geredet wird.

Die Erfahrungen sind unterschiedlich je nach der Position, die das Familienoberhaupt innerhalb des Familienclans hatte. Gehört zur Ausreisefamilie der „Patriarch“ oder die große „Babuschka“, die Oma, die ein wichtiges Wort mitzusprechen hatte bei allen Familienentscheidungen, oder war die Familie es einfach gewohnt, sich den Entscheidungen des Clans anzuschließen?

War der Vater drüben Gemeindeleiter einer kleinen Gemeinde mit pietistisch geprägter Frömmigkeit (man nennt sie „Gemeinden mit brüderischer Tradition“) und hat die Gemeinde zurückgelassen, dann begleiten ihn andere Erfahrungen, als wenn er abgewartet hat, bis (fast) alle Gemeindeglieder ausgesiedelt waren, und er, der Gemeindeleiter, sich als letzter auf den Weg gemacht hat.

Eine andere Erfahrung ist gerade für die Gemeindeleiter manchmal sehr schmerzhaft. Sie haben – oft mit nur wenig oder gar keiner Ausbildung – im Herkunftsland ihre „Herde“ treu gehütet. Sie haben dann voll Freude erlebt, als die Grenzen für Touristen durchlässig geworden waren, dass aus Deutschland kirchlicher Besuch kam. Pfarrer, Dekane, Oberkirchenräte, ja sogar Bischöfe kamen, und das war jedes Mal große Freude. Brüderlich hielten die geistlichen Gäste und der Gemeindeleiter Gottesdienst, brüderlich hat man miteinander geredet, und die Gäste aus dem Westen haben bewegt zugehört und teilgenommen an den Sorgen und Problemen der Christen im fernen Russland, in Kasachstan oder in einem anderen der Herkunftsländer. Kamen diese Gemeindeleiter aber dann als Aussiedler nach Deutschland, mussten sie oft schmerzhaft erleben, dass sie hier in Deutschland für die Pfarrerschaft kein „Amtsbruder“ waren. Natürlich haben sie nicht an eine pfarramtliche Anstellung gedacht. Sie waren realistisch. Aber bei den Begegnungen drüben waren sie doch stets „der liebe Bruder“ gewesen, warum waren sie das hier nicht mehr?

Bei einer „Aufbauwoche“ im Mutterhaus der Herrenberger Schwesternschaft war einer der Teilnehmer ein ehemaliger Gemeindeleiter aus Kasachstan. Pfarrer Knoll, der Mutterhauspfarrer, führte mit ihm ganz spontan bei einer Begegnung auf dem Flur ein längeres Gespräch, und dann suchte er die Gruppe etwas später gezielt noch einmal auf, um dem Amtsbruder feierlich eine Bibel zu überreichen. Ich werde es nie vergessen, wie glücklich dieser Mann war. Er hat danach einige Tage lang diese Bibel immer unter dem Arm mit sich herumgetragen.

Eine 85-jährige Aussiedlerin, die ebenfalls als Teilnehmerin bei einer Aufbauwoche war, hat uns beim Abschiedsabend ein Gedicht aufgesagt. Ich habe es mir aufgeschrieben, weil es so bewegend ausdrückt, wie wichtig es ist, dass Menschen über ihre Erfahrungen reden dürfen und dass es Menschen gibt, die ihnen zuhören.

In dieser hochmodernen Welt
sind alte Leute kalt gestellt.
Sie sitzen einsam und allein,
muss das sein?
Sie sitzen still auf ihren Plätzen
und wüssten ein Gespräch zu schätzen,
auch wüssten sie so manchen Rat
und hülften gern auch mit der Tat.
Das Schönste wäre für sie auf Erden
noch das Gefühl, gebraucht zu werden.

Wenn wir uns Zeit nehmen für das Gespräch mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern, wenn wir uns von ihren Erfahrungen berichten lassen, dann werden wir unter anderem auch Antwort bekommen auf die Frage: Was bewegt Russlanddeutsche dazu, auszusiedeln?

4. Erwartungen, Hoffnungen, Erfüllung und Enttäuschung

Was bewegt Russlanddeutsche dazu, auszusiedeln?

Wie schon gesagt, viele von uns Einheimischen haben darauf eine scheinbar plausible Antwort:

Damals, vor 200 Jahren, ging es ihnen in Deutschland schlecht und sie sind ausgewandert, nun geht es ihnen dort schlecht und sie wollen wieder zurück.

Niemand bezweifelt, dass in unserer Zeit für die Mehrzahl der Menschen in Deutschland der Lebensstandard höher ist als derjenige der Menschen in der ehemaligen Sowjetunion. Dennoch ist die Frage nach den Migrationsmotiven damit nicht ausreichend zu beantworten. Hinter der Entscheidung, einen Aussiedleraufnahmeantrag zu stellen, steht ein ganzes Bündel an Motivationen, und die Zusammensetzung dieses Motivationskomplexes hat sich in den vergangenen Jahren immer wieder verändert.

Wer sich intensiver mit diesem Themenbereich auseinandersetzen will, dem sei die 2004 im ibidem Verlag erschienene Dissertation von Götz-Joachim Riek empfohlen: „Die Migrationsmotive der Russlanddeutschen. Eine Studie über die sozial-integrative, politische, ökonomische und ökologische Lage in Russland.“

Riek bezieht sich bei seinen Untersuchungen auf das „Push-Pull-Modell“ von Everett Lee. Die Entscheidung für oder gegen Migration hängt dabei wesentlich ab von einem Vergleich zwischen Herkunftsland und Zielland. Welche Gegebenheiten stoßen ab, welche ziehen an?

Bei den Überlegungen spielen objektive und subjektive Gesichtspunkte eine Rolle. Es spielen soziale, ökonomische, politische Gegebenheiten eine Rolle und die Entscheidung wird natürlich auch beeinflusst von der persönlichen Disposition. Die Eigenschaften Mut, Neugier, Aufgeschlossenheit, Pioniergeist machen eine Migrationsentscheidung leichter, es ist daher nicht verwunderlich, wenn diese Eigenschaften bei dem zuerst ankommenden Personenkreis besonders stark vertreten sind.

Unter den Migrantinnen und Migranten, die sich erst später entscheiden, befinden sich dann vermehrt auch Personen, die nicht alleine zurückbleiben konnten oder wollten.

Beispiele aus der Literatur:

Helena aus Usbekistan, geboren Anfang der 50er Jahre, reiste 1993 nach Deutschland aus.

Wir finden ihre Lebensgeschichte im Heft: „Aussiedler in der Gemeinde“, hrsg. vom Diakonischen Werk in Kurhessen-Waldeck und von der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck:

Seite 24 und 25

*(Es handelt sich um die Zeit nach dem Auseinanderbrechen der Sowjetunion. I.J.)
„... Aber es hat sich zu dieser Zeit viel in der Welt geändert. Die Sowjetischen
Republiken wollten unabhängig sein, alle sollten raus, die Russen nach Russland,
die Deutschen nach Deutschland.*

Wir Deutschen waren immer unerwünscht, immer mussten wir weg, für uns gab es wieder kein Zuhause. Ich wollte überhaupt nicht nach Deutschland fahren, obwohl das Leben schon hart in Usbekistan zu dieser Zeit war. Die Läden waren leer. Es gab schon oft gar nichts zu essen.

Warum wollt ich nicht fahren?

Meine Eltern waren alt und krank, und sie wollten nicht ausreisen, die Geschwister auch. Ich wollte sie nicht verlassen; das konnte ich mir nicht vorstellen. Aber die Eltern meines Mannes und eine von seinen Schwestern waren schon hier, und er wollte mit ihnen zusammen sein. Ich musste mich entscheiden, das war sehr schwer für mich.

Ich konnte mir nicht vorstellen, wie wird meine Zukunft aussehen, ich hatte keinen Beruf. Eins wusste ich genau: Es wird sehr schwer sein, es wird kein problemloses und leichtes Leben sein, und in diesem Alter wird es nicht einfach und leicht, alles von neuem aufzubauen; ich hatte eine Arbeit gehabt, eine Wohnung, das alles musste ich zurücklassen.

Ich fuhr zum letzten Mal nach Kasachstan zu meinen Eltern und Geschwistern, habe Abschied genommen. Das fiel mir sehr schwer; ich hatte solche Schuldgefühle, als ob ich sie alle im Stich lasse. Der Gedanke, dass ich sie vielleicht nie mehr wieder sehen kann, machte mich krank. Wir mussten alles verkaufen oder umsonst abgeben. Jeder nahm einen Koffer; so sind wir abgereist ...“

Erich Kludt, geb. 1918

Aus: Dorothee Wierling (Hrsg.) „Heimat finden. Lebenswege von Deutschen, die aus Russland kommen.“

edition Körber-Stiftung, Hamburg 2004

Seite 42

„... Unsere Lage änderte sich, als die Sowjetunion 1991 auseinander brach. Danach schien uns unser Leben in Kasachstan vollkommen aussichtslos, denn mit dem Zerfall kam die Inflation, und all unser Ersparnis war plötzlich wertlos. Die ehemalige Sowjetrepublik Kasachstan wurde selbständig, führte eine eigene Währung, die Tenge, ein, und Kasachen übernahmen die Regierung des Landes. Die Einheimischen sahen in ihren russischen Mitbürgern und auch in uns Deutschen plötzlich die Besetzer und begannen uns anzufinden und zu beschimpfen. Und da bekamen wir Angst, dass sich die Geschichte wiederholen würde. Als Hitler die Sowjetunion angriff, verloren die Deutschen Haus und Hof und wurden nach Sibirien deportiert. Damals hatten wir erfahren müssen, dass wir in diesem Land Verdammte sind und viele Generationen von Deutschen nach uns auch. Wir wollten das nicht noch einmal erleben ...“

Albert Sauer

schreibt im November 1992 in: „Zuhause in der Fremde. Aussiedler und Aussiedlerinnen erzählen von deutschem Leben im Alten Russland.“

Hrsg. Volkshochschule Beckum-Wadersloh und Weiterbildungswerk

Redaktion: Christian Tietz

Seite 42 und 43

„Warum kommen Sie nach Deutschland?“

Diese Frage wurde mir schon von einigen jüngeren Bundesbürgern gestellt. Meine Antwort ist: Weil wir Deutsche sind und wollen, dass auch unsere Nachkommen Deutsche sollen sein. All die Nachkriegsjahre kämpften wir für die Wiederherstellung der Gerechtigkeit gegenüber unserm sowjetdeutschen Volk, für die Wiederherstellung der widerrechtlich aufgelösten Wolgadeutschen Republik. Ich persönlich schrieb schon im Februar 1957 an den damaligen Vorsitzenden des Obersten Sowjets der UdSSR K. Woroschilow und bat ihn um Wiederherstellung der ASSR der Wolgadeutschen. Ich schrieb an alle Staatschefs von Woroschilow bis Gorbatschow im Juli 1990. Persönliche Antwort auf meine Briefe bekam ich nicht von einem. Ich wurde jedes Mal zum Chef der Abteilung für innere Angelegenheiten vorgeladen, wo mir gesagt wurde: „Das Problem der Sowjetdeutschen steht bei der Regierung auf der Tagesordnung, sie sind nicht vergessen, wann und wie das Problem gelöst wird, kann ich Ihnen leider nicht sagen.“

...

Wir kämpften lange und hartnäckig für die Wiederherstellung unserer Wolgadeutschen Republik, aber vergebens.

...

Wir mussten den Kampf aufgeben. Unseren Menschen in den Republiken der GUS ist die Wahl geblieben zwischen Auswanderung und Assimilation. Wer will, dass seine Nachkommen Deutsche sein sollen, der muss nach Deutschland auswandern ...“

Häufig genannte Ausreisemotive

Das jeweils vierzehntägige intensive Zusammenleben mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern bei den „Aufbauwochen“ (s. Vorbemerkungen S. 6: „Aufbauwochen für Aussiedler/innen“) bot Gelegenheit zu vielen Gesprächen. Dabei wurde immer auch über die Ausreisemotivationen geredet.

Ich habe dabei viel vom Leben in den Herkunftsländern erfahren.

Folgende Begründungen bekam ich dabei oft zu hören:

- Festhalten an der deutschen Kultur
- als Christ leben dürfen
- Gesund werden wollen
- den Kindern Chancen eröffnen
- Familienzusammenführung
- ein besseres Leben
- keine Angst mehr haben müssen

Festhalten an der deutschen Kultur

Dieses Ausreisemotiv war besonders bei Aussiedlerinnen und Aussiedlern zu finden, die noch die Zeit vor 1941 – also vor der Deportation – erlebt hatten, und ebenso bei denen, die die Zeit unter der Kommandantur (bis 1955) mitgemacht hatten. Auch die Kinder, die in dieser Zeit geboren sind, sind von der Kommandanturzeit deutlich geprägt worden.

Wie bereits an anderer Stelle ausführlich berichtet, brachte die Aufhebung der Kommandantur den Russlanddeutschen zwar die Möglichkeit der Freizügigkeit, aber auch gleichzeitig das Verbot, in die Herkunftsregionen zurückzukehren.

Die daraufhin oft gewählte Ansiedlung in den wärmeren Gegenden der Sowjetrepubliken Kasachstan, Usbekistan, Tadschikistan, ... hatte zur Folge, dass die Deutschen nun erst recht in der Zerstreuung lebten.

Die deutsche Sprache spielte dort für die Kommunikation mit den neuen Nachbarn keine Rolle mehr, und da die Deutschen, trotz Aufhebung der Kommandantur, immer noch als Staatsfeinde galten, war es auch gar nicht sinnvoll, sich als Deutsche zu erkennen zu geben.

Die Gepflogenheit, bei Anreden nur Vornamen und Vatersnamen zu verwenden, kam diesem Bestreben entgegen. Der deutsche Familienname befand sich in den Papieren, spielte aber in der täglichen Kommunikation keine Rolle.

Ein Beispiel: Der Name „Irina Petrowna“ (= Irina, Tochter des Peter) gab keine Auskunft über die nationale Zugehörigkeit der Namensträgerin.

Seit 1955 gab es auch vermehrt interethnische Heiraten. Das führte selbstverständlich auch zu einer Vermischung der kulturellen Traditionen.

Für die älteren Familienangehörigen war das nicht leicht zu akzeptieren. Den einzigen Ausweg sahen sie in einer „Rückkehr ins Land der Väter“.

„Wir wollen als Deutsche unter Deutschen leben.“

„Unsere Kinder sollen die deutsche Sprache nicht verlernen.“

„Ich wollte nur in deutscher Erde begraben werden. Das war mein einziger Wunsch.“ So sagte 1982 eine etwa 70jährige Frau bei einer „Aufbauwoche“.

Als Christ leben dürfen

In den Jahren vor 1991, also vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion, gab es für die frommen Russlanddeutschen einen weiteren wichtigen Grund: Sie wollten als Christen leben und sie wollten ihre Kinder im christlichen Glauben erziehen dürfen.

„Religiöse Propaganda bei Kindern und Jugendlichen“ war in der Sowjetunion strengstens verboten. Daran hatten auch die Duldungen der Versammlungen, die es da und dort gab, nichts geändert.

Zwar wurde 1957 in Akmolinsk (später Zelinograd genannt, dann Akmola, heute Astana) die erste und für lange Zeit die einzige evangelisch-lutherische Gemeinde registriert.

Pastor Eugen Bachmann, einer der drei noch lebenden Pastoren in der ganzen Sowjetunion, lebte seit 1954 als Techniker im Straßenbau in Akmolinsk.

Im Martin-Luther-Verlag Erlangen ist 1982 ein lesenswertes Buch erschienen: „... und siehe wir leben!“ mit Texten von Johannes Schleuning, Eugen Bachmann und Peter Schellenberg. (ISBN: 3-87513-028-6)

Eugen Bachmann schreibt:

Seite 220

„Erst nach dem Tod Stalins im Jahr 1953 begann es sich wieder zu regen auf dem toten Kirchenfeld ...

Auch in Akmolinsk. Es begann 1955 mit einem Pfingstgottesdienst, den ich in meiner Wohnung in aller Stille für die im Umkreis Wohnenden hielt. Es kamen so viele, dass die Wohnung sie nicht fassen konnte. Mir ist es bis heute ein Rätsel, wie die Kunde, dass ein Pastor in der Stadt sei und Gottesdienst halten werde, sich so weit verbreitete.“

Einige Seiten später muss er aber berichten:

Seite 224 ff.

„Im Jahr 1959 brach unter Nikita Chruschtschow, der ein erbitterter Feind des Christentums war, eine regelrechte Verfolgung aller Gläubigen aus, die besonders die orthodoxe Geistlichkeit traf. In Zelinograd war die deutsche Gemeinde das spezielle Angriffsziel.“

Auch für die Christen kam es erst durch „Perestroika“ und „Glasnost“ in der Zeit Gorbatschows zu einer veränderten Situation. Ein historisches Ereignis spielte dabei ebenfalls eine Rolle: 1988 wurde das „Millenium“: „Tausend Jahre Russisch-Orthodoxe Kirche“ groß gefeiert. In diesem Zusammenhang wurde es auch für die evangelisch-lutherische Kirche wieder möglich, zu einer verfassten Kirchenform zurückzukehren.

Gesund werden wollen

Auch der angeschlagene Gesundheitszustand vieler Russlanddeutscher spielt eine Rolle für die Ausreisemotivation. Die medizinischen Möglichkeiten in der ehemaligen Sowjetunion sind sehr eingeschränkt durch den Mangel an Medikamenten, an medizinischem Gerät, an Verbandsmaterial, ... Da sind in vielen Fällen auch die gut ausgebildeten und engagierten Ärztinnen und Ärzte hilflos. Nicht wenige geben daher den Russlanddeutschen den medizinischen Rat: „Beantragen Sie die Aussiedlung, vielleicht kann man Ihnen in Deutschland helfen.“

In einem Film der Otto-Benicke-Stiftung zum Aussiedlerthema sagt ein Mann zu einem Interviewer, dass seine Frau fast erblindet ist und dass man ihr in Kasachstan nicht helfen kann. Nun hofft er durch die Aussiedlung in Deutschland auf Hilfe für seine Frau. Vielleicht wird sie dort die heilende Operation bekommen.

Den Kindern Chancen eröffnen

Ein weiterer, häufig genannter Grund bezieht sich auf die Chancen für die Kinder. Sie sollen es einmal besser haben.

Manche sagen: „Wegen mir/wegen uns hätten wir den Aufnahmeantrag nicht gestellt, wir haben es getan für unsere Kinder.“

Dabei werden in vielen Fällen diese Kinder gar nicht gefragt, im schlimmsten Fall kommen sie mit nach Deutschland in der Annahme, es handele sich nur um eine Besuchsreise zu ausgereisten Familienangehörigen.

Erst hier erfahren sie dann, dass es keine Rückreise gibt.

Aus diesem Grund werden die Jugendlichen in der Literatur oft als die „Mitgenommenen“ bezeichnet.

Das kann für die Jugendlichen zu einer großen Belastung werden. Sie müssen die Trennung von ihren Freunden verkraften und müssen sich in einer ihnen fremden Welt neu einleben. Besonders schwierig ist dabei jedoch die unterschwellige Erwartung, mit der sie belastet werden, dass sie mit ihrem „Glücklich-Sein“ den Beweis antreten sollen, dass Eltern und Großeltern die richtige Entscheidung gefällt haben.

Natürlich gibt es auch viele Jugendliche, die gerne mit ihren Familien nach Deutschland gekommen sind. Im schon erwähnten Film der Otto-Benicke-Stiftung sagt ein Jugendlicher:

„In Deutschland kann ich Pläne machen.“

In der Sowjetunion – auch später in der GUS – gab es zu viel Ungewissheit, um wirklich Pläne schmieden zu können. Vieles wurde über einen hinweg geplant vom Staat, von der Gesellschaft, von der örtlichen Administration. Zu vieles hat sich ohne Vorankündigung von heute auf morgen verändert.

Ein Beispiel:

Man konnte drüben leicht die Erlaubnis zum Bau eines Hauses erhalten, aber der Baugrund gehörte einem nicht. Über den verfügte der Staat. So konnte es dem Hauseigentümer jederzeit widerfahren, dass er von der Nachricht überrascht wurde, auf seinem Grund würden demnächst große Wohnsiedlungen erstellt, das Haus und die Nachbarhäuser müssten weichen. Sie sollten natürlich nicht einfach auf die Straße gesetzt werden, sondern in einem der bereits fertiggestellten Häuser eine Ersatzwohnung zugeteilt bekommen. Man kann sich aber leicht vorstellen, welchen großen Unterschied es gab zwischen den sorgfältig über viele Jahre hinweg ausgebauten Häusern und den schnell hochgezogenen Wohnsilos.

Familienzusammenführung

Je mehr Russlanddeutsche als Aussiedler in Deutschland angekommen waren, desto häufiger kam eine weitere Motivation hinzu: Familienzusammenführung.

Die Großfamilie sollte wieder beieinander sein. Die Verwandten, Brüder und Schwestern mit ihren Familien waren schon in Deutschland, auch Vettern und Basen (sie werden „Halbbrüder“ und „Halbschwestern“ genannt), was sollte man da alleine zurückbleiben?

Es gab auch immer wieder die Situation, dass der Familienrat einen der erwachsenen Brüder oder Schwestern samt ihren Familien gebeten hatte, noch zu bleiben, solange die alten Eltern noch lebten. Manche der alten Menschen wollten nicht noch einmal auf Wanderschaft gehen. Man wollte sie aber auch nicht einfach sich selbst überlassen. Waren die alten Menschen dann gestorben und die zurückgebliebene Familie konnte für sich den Ausreiseantrag stellen, dann empfanden sie es als ungerechte Härte, wenn sich in der Zwischenzeit die gesetzlichen Bedingungen spürbar verändert hatten. (Sprachprüfung, die Bedingungen für den Erhalt von Renten, die vorübergehende Bindung an den zugewiesenen Wohnort usw.)

Ein besseres Leben

Problematisch ist dabei besonders, dass die Verwandten in Deutschland in ihren Briefen und Telefonaten oft verschweigen, mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen haben.

Und noch verheerender wirkt sich aus, wenn diese Verwandten Besuchsreisen in die Herkunftsländer machen und mit großzügigen Gastgeschenken die dortigen Verwandten, Nachbarn und Freunde (vielleicht sogar ihre „Feinde“) beeindrucken wollen.

Es gibt Aussiedlerfamilien, die dafür sogar Kredite aufnehmen.

Damit werden dort leider unrealistische Erwartungen geweckt.

In einem Buch von Nelly Däs wird diese Situation von einem Jugendlichen ganz anschaulich beschrieben. (Nelly Däs: „Lasst die Jugend sprechen. Russlanddeutsche Jugendliche berichten.“ im Georg Bitter Verlag, Recklinghausen, 1994)

Andrej Messel erzählt:

Seite 111 ff.

„Wie ich schon erwähnt habe, waren meine Eltern 1989 zu Besuch in Deutschland. Das war ein großes Ereignis für uns alle. Wir Kinder wurden während dieser Zeit vom Bruder meiner Mutter und seiner Frau versorgt. Meine Mutter schrieb sofort einen Brief aus Deutschland, in dem stand, dass sie sich kein schöneres Land auf der Welt vorstellen könnte.

Wir waren gespannt auf die Wiederkehr unserer Eltern, vor allem aber auf die Geschenke, die sie uns mitbringen würden. Walerij konnte es fast nicht erwarten, bis sie wieder zu Hause waren. Sie kamen dann auch wohlbehalten und vollbepackt wieder zurück. In ihren Koffern, fünf an der Zahl, waren jede Menge Geschenke, die ihnen unsere Tante und unser Onkel für uns mitgegeben hatten. Da waren Anoraks, Jeansjacken und Jeanshosen! Von so etwas hatten wir bisher nur träumen können. Jeder von uns bekam einen Sportanzug und echte Sportschuhe, auf denen „adidas“ stand. Das war unglaublich ...

Diese wunderschönen Sachen erregten leider bei unseren Freunden Neid und Missgunst. Wir trugen plötzlich Westkleidung, und das sah man, da brauchte man nicht zu prahlen ...“

Keine Angst mehr haben müssen

Das Auseinanderbrechen der Sowjetunion hatte zur Folge, dass in den mittelasiatischen Staaten ein nationales Selbstbewusstsein aufflammte. In Kasachstan, Kirgisien, Tadschikistan, Usbekistan hatte man die russische Bevölkerung in der

Vergangenheit oft wie eine Kolonialmacht erlebt. Da indes in keinem der Länder die Titularnation über die Mehrheit unter den Einwohnern verfügte, hieß die Abgrenzung anders. Es wurde unterschieden zwischen „Asiaten“ und „Europäern“.

„Wir sind Asiaten, ihr seid Europäer, ihr habt bei uns nichts zu suchen. Die Russen sollen nach Russland, die Deutschen nach Deutschland.“

Diesen Vertreibungsdruck gab es an manchen Orten sehr massiv, und die Berichte darüber lösten auch in den friedlicheren Gebieten Ängste aus. Wann würden sie wieder aus ihren Häusern vertrieben werden? Sollten sie nicht lieber gleich nach Deutschland aussiedeln?

Resumée

Die Antwort auf die Frage: „Warum kommen sie hierher?“ hat sowohl zu tun mit dem Verhalten der Gesellschaft und des Staates im Herkunftsland als auch mit dem Verhalten der Gesellschaft und des Staates im Zielland.

Ein Beispiel aus jüngster Zeit:

Die Bestimmung im neuen Zuwanderungsgesetz (in Kraft seit dem 1. Januar 2005), nach der jetzt auch die Familienangehörigen einfache deutsche Sprachkenntnisse nachweisen müssen, die wird vielen russlanddeutschen Familien die Ausreise sehr erschweren oder sogar unmöglich machen.

Am meisten werden wir erfahren, wenn wir mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern ins Gespräch kommen. Es ist erstaunlich, wie viel Kommunikation möglich ist trotz minimaler Sprachkenntnisse. Bilder, Gegenstände, Landkarten, Gesten, Mimik, ... Es gibt so vieles, was einen dabei unterstützen kann. Auch ein Sprachführer für Russlandreisen mit vorformulierten Sätzen kann ganz nützlich sein.

Allerdings:

In der Begegnung mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern sollte man behutsam vorgehen und nicht gleich am Anfang die Frage stellen: „Weshalb sind Sie hierher gekommen?“

Es baut keinen Menschen sehr auf, wenn er (oder sie) immer wieder neu begründen muss, weshalb er/sie gerade hier glaubt, existieren zu dürfen.

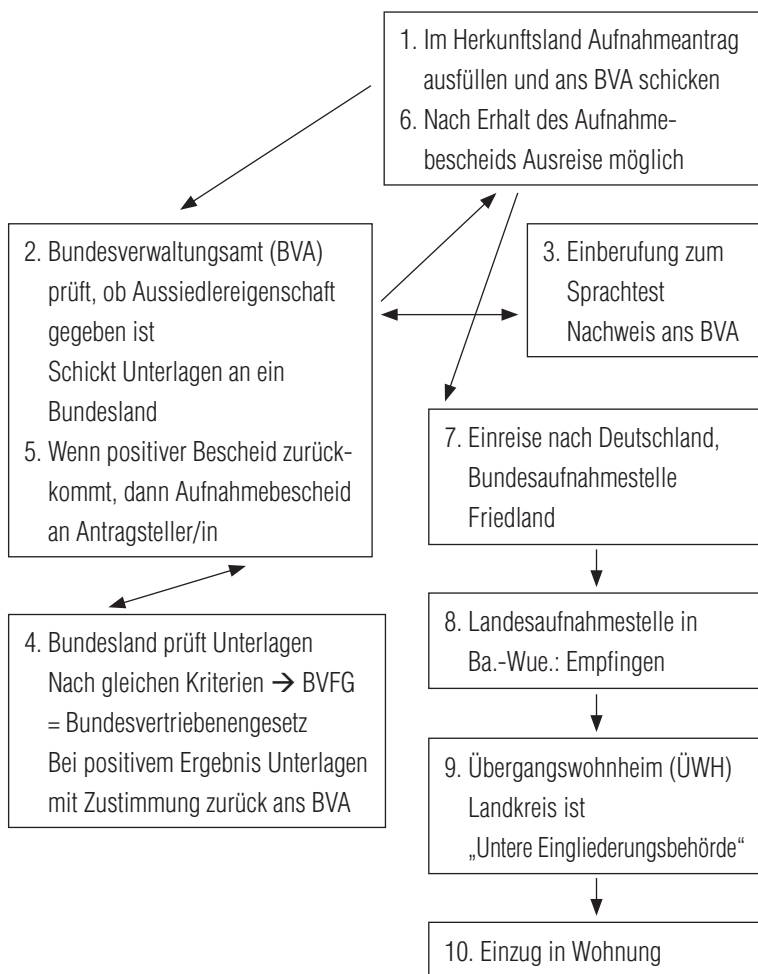
Aussiedler und Aussiedlerinnen haben in den letzten Jahren immer stärker den – leider vielfach zutreffenden – Eindruck bekommen: „Man will uns in Deutschland nicht haben.“ Sie vermuten daher hinter der Frage nach ihrer Einreisemotivation eher Abwehr oder gar einen Vorwurf als ein wirkliches Interesse und schweigen deshalb lieber.

Ein vielfach bewährter Weg, mehr über die Ausreisehintergründe zu erfahren, ist die Frage nach ihrem Leben im Herkunftsland. Viele haben Fotos von daheim. Viele freuen sich, wenn sie unser Interesse spüren. Durch ihr Erzählen und Berichten bekommen wir Gelegenheit, unsere neuen Mitbürger und Mitbürgerinnen kennen zu lernen. Wir entdecken ein wenig von ihrer Welt und erfahren ganz nebenbei viel umfassender, weshalb sie hierher gekommen sind.

5. Stationen auf dem Weg in die Bundesrepublik

Wie sehen die einzelnen Schritte beim Aussiedlungsprozess aus?

Grafische Darstellung



Erläuterungen

1. Es gibt einen vielseitigen Aufnahmeantrag, in dem detailliert Angaben abgefragt werden, die zur Feststellung der Aussiedlereigenschaft nach dem Bundesvertriebenengesetz (BVFG) nötig sind. Den Antrag erhält man beim Bundesverwaltungsamt (BVA) in Köln. Er kann auch von Bevollmächtigten ausgefüllt werden. Zur weiteren Bearbeitung muss er ausgefüllt ans BVA geschickt werden.
2. Beim BVA wird geprüft, ob die Aussiedlereigenschaft gegeben ist. Bei positivem Ergebnis wird der Antrag an ein Bundesland weitergeleitet.

3. Der Antragsteller/die Antragstellerin wird zu einem Sprachtest einberufen. Der Sprachtest wird von deutschen Beamten in der Moskauer Botschaft oder in einem der Konsulate abgenommen und ist genormt. Von der Prüfung wird eine Niederschrift angefertigt.
4. Das Bundesland überprüft seinerseits noch einmal nach den gleichen gesetzlichen Grundlagen (BVFg), ob auch aus seiner Sicht die Aussiedlereigenschaft gegeben ist.
5. Wenn der Sprachtest erfolgreich abgelegt worden ist und wenn das Bundesland zum gleichen positiven Ergebnis gekommen ist wie das BVA, dann kann der Aufnahmebescheid ausgestellt und dem Antragsteller zugeschickt werden.
6. Mit dem Erhalt des Aufnahmebescheids steht es dem Antragsteller frei, seine Ausreise zu organisieren. Man kann diesen Aufnahmebescheid aber auch als eine Art Sicherheitspapier betrachten und für eine eventuell schwieriger werdende politische oder persönliche Situation verwahren.
7. Die Einreise in die Bundesrepublik Deutschland muss selbständig organisiert und finanziert werden. In Friedland bei Göttingen ist die Bundesaufnahmestelle für alle ankommenden Aussiedler. Dort werden sie registriert und dann verteilt auf die einzelnen Bundesländer.
8. Für Aussiedler, die nach Baden-Württemberg kommen, ist die Landesaufnahmestelle in Empfingen zuständig. Von dort werden sie auf die einzelnen Landkreise verteilt. Nach Möglichkeit werden dabei die Wünsche der Aussiedlerfamilien berücksichtigt. Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt für die Zuweisung zu den Landkreisen ist auch die möglichst gleichmäßige Verteilung über das Land. Je zur Hälfte werden dabei die Kategorien Bevölkerungsdichte und Größe des Territoriums berücksichtigt.
9. Die Landkreise sind als „Untere Eingliederungsbehörde“ zuständig für die Belange der Aussiedler und Aussiedlerinnen. Für die einstweilige Unterbringung gibt es Übergangwohnheime (ÜWH). Im zugewiesenen Wohnort haben Aussiedler von Anfang an das Recht, selber eine Wohnung zu suchen und eine Arbeit aufzunehmen. Die Freizügigkeit ist für einen bestimmten Zeitraum eingeschränkt, wenn sie auf finanzielle Unterstützung angewiesen sind (6 Monate Eingliederungshilfe und danach evtl. Sozialhilfe). Diese Einschränkung ist aber aufgehoben, wenn sie an einem anderen Ort einen – nicht nur kurzfristigen – Arbeitsplatz gefunden haben. (Näheres hierzu siehe unten beim Abschnitt „Wohnortzuweisungsgesetz“.)
10. Mit der Ausstellung eines Personalausweises durch den Landkreis, mit dem Einzug in eine Wohnung und der abschließenden Klärung des Lebensunterhaltes gelten sie für die Einwohnerstatistik als ganz normale deutsche Staatsbürger und werden nicht mehr gesondert erfasst.

Das Bundesverwaltungsamt zum Thema „Aussiedleraufnahme“

Wenn man im Internet die Webseite des Bundesverwaltungsamts aufsucht www.bva.bund.de/aufgaben/aussiedleraufnahme, bekommt man zum Thema „Aussiedleraufnahme“ folgende Information:

Aufnahme und Verteilung der Aussiedler

Zuständige Organisationseinheit: Abteilung III Referate III B 1 bis III B 5

„Die Aufnahme der Personen, die wegen ihrer deutschen Volkszugehörigkeit auch heute noch von den Folgen des Zweiten Weltkrieges und seinen Nachwirkungen betroffen sind, ist im Bundesvertriebenengesetz (BVFG) geregelt. Der Gesetzgeber hat die Zahl der jährlich aufzunehmenden Spätaussiedler und Familienangehörigen auf rd. 100.000 Personen festgeschrieben. Die Aufnahme dieser Personen und die Steuerung des Zuzugs sind Kernaufgaben der Abteilung III.

Seit Inkrafttreten des Aussiedleraufnahmegesetzes am 01. Juli 1990 müssen Aussiedler bzw. Spätaussiedler vor ihrer Ausreise nach Deutschland ein förmliches Aufnahmeverfahren beim Bundesverwaltungsamt durchführen. Das Bundesverwaltungsamt prüft im Rahmen dieses Aufnahmeverfahrens, ob die gesetzlichen Voraussetzungen tatsächlich erfüllt sind, und erteilt dann den Aufnahmebescheid. Erst dieser berechtigt zur Einreise in die Bundesrepublik Deutschland. Auch die nichtdeutschen Ehegatten und Abkömmlinge des Spätaussiedlers, die nicht selbst die Spätaussiedlereigenschaft besitzen, können Aufnahme im Bundesgebiet finden. Sie können in den Aufnahmebescheid des Spätaussiedlers einbezogen werden, sofern sie die Voraussetzungen des Bundesvertriebenengesetzes in der durch das Zuwanderungsgesetz zum 01. Januar 2005 geänderten Fassung erfüllen.

Nach ihrem Eintreffen im Bundesgebiet werden die Spätaussiedler und ihre Familienangehörigen in der Außenstelle Friedland des Bundesverwaltungsamtes, der nunmehr einzigen Aufnahmeeinrichtung des Bundes, registriert und auf die einzelnen Bundesländer verteilt. Gleichzeitig wird im Rahmen des Registrierungsverfahrens das Bescheinigungsverfahren eingeleitet, für das nunmehr auch das Bundesverwaltungsamt zuständig ist ...“

Es folgen nun Auszüge aus einigen der gesetzlichen Grundlagen:

Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, GG Artikel 116

- (1) Deutscher im Sinne dieses Grundgesetzes ist vorbehaltlich anderweitiger gesetzlicher Regelung, wer die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt oder als Flüchtling oder Vertriebener deutscher Volkszugehörigkeit oder als dessen Ehegatte oder Abkömmling in dem Gebiete des Deutschen Reiches nach dem Stande vom 31. Dezember 1937 Aufnahme gefunden hat.
- (2) ...

Bundesvertriebenengesetz BVFG

Vom 19. Mai 1953 in der Fassung der Bekanntmachung vom 2. Juni 1993 (BGBl. I S. 829)

Anmerkung: Durch das Kriegsfolgenbereinigungsgesetz vom 21. Dezember 1992 wurde das Bundesvertriebenengesetz an einigen Stellen abgeändert, in der Fassung des BVFG vom 2. Juni sind diese Veränderungen eingearbeitet. Da das Kriegsfolgenbereinigungsgesetz zum 1. Januar 1993 in Kraft getreten ist, galten die Änderungen ebenfalls schon ab 1. Januar 1993.

Um eine deutlich sichtbare Unterscheidung zu haben zwischen den Aussiedlern alter Ordnung und neuer Ordnung, tragen Aussiedler nur bis zum 31. Dezember 1992 diese Bezeichnung. Aussiedler, die ab dem 1. Januar 1993 eingereist sind, werden „Spätaussiedler“ genannt.

Es folgen einige Auszüge aus diesem Gesetz:

§ 1 Vertriebener

- (1) Vertriebener ist, wer als deutscher Staatsangehöriger oder deutscher Volkszugehöriger seinen Wohnsitz in den ehemals unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebieten oder in den Gebieten außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches nach dem Gebietsstande vom 31. Dezember 1937 hatte und im Zusammenhang mit den Ereignissen des Zweiten Weltkrieges infolge Vertreibung, insbesondere durch Ausweisung oder Flucht, verloren hat ...

§ 4 Spätaussiedler

- (1) Spätaussiedler ist in der Regel ein deutscher Volkszugehöriger, der die Republiken der ehemaligen Sowjetunion, Estland, Lettland oder Litauen nach dem 31. Dezember 1992 im Wege des Aufnahmeverfahrens verlassen und innerhalb von sechs Monaten im Geltungsbereich des Gesetzes seinen ständigen Aufenthalt genommen hat, wenn er zuvor
1. seit dem 8. Mai 1945
 2. nach seiner Vertreibung oder der Vertreibung eines Elternteils seit dem 31. März 1952 oder
 3. seit seiner Geburt, wenn er vor dem 1. Januar 1993 geboren ist und von einer Person abstammt, die die Stichtagsvoraussetzung des 8. Mai 1945 nach Nummer 1 oder des 31. März 1952 nach Nummer 2 erfüllt, es sei denn, dass Eltern oder Voreltern ihren Wohnsitz erst nach dem 31. März 1952 in die Aussiedlungsgebiete verlegt haben,

seinen Wohnsitz in den Aussiedlungsgebieten hatte.

...

§ 6 Volkszugehörigkeit

- (1) Deutscher Volkszugehöriger im Sinne des Gesetzes ist, wer sich in seiner Heimat zum deutschen Volkstum bekannt hat, sofern dieses Bekenntnis durch bestimmte Merkmale wie Abstammung, Sprache, Erziehung, Kultur bestätigt wird.

- (2) Wer nach dem 31. Dezember 1923 geboren ist, ist deutscher Volkszugehöriger, wenn
1. er von einem deutschen Staatsangehörigen oder deutschen Volkszugehörigen abstammt,
 2. ihm die Eltern, ein Elternteil oder andere Verwandte bestätigende Merkmale, wie Sprache, Erziehung, Kultur vermittelt haben und
 3. er sich bis zum Verlassen der Aussiedlungsgebiete zur deutschen Nationalität erklärt, sich bis dahin auf andere Weise zum deutschen Volkstum bekannt hat oder nach dem Recht des Herkunftsstaates zur deutschen Nationalität gehörte.

§ 7 Grundsatz

- (1) Spätaussiedlern ist die Eingliederung in das berufliche, kulturelle und soziale Leben in der Bundesrepublik zu erleichtern. Durch die Spätaussiedlung bedingte Nachteile sind zu mildern.
- (2) Die §§ 8, 10 und 11 sind auf den Ehegatten und die Abkömmlinge des Spätaussiedlers, die die Voraussetzungen des § 4 Abs. 1 oder 2 nicht erfüllen, aber die Aussiedlungsgebiete im Wege des Aufnahmeverfahrens verlassen haben, entsprechend anzuwenden, § 5 gilt sinngemäß.

§ 8 Verteilung

- (1) Die Länder nehmen die Spätaussiedler und ihre Ehegatten und Abkömmlinge, soweit sie die Voraussetzungen des § 7 Abs. 2 erfüllen, auf. Das Bundesverwaltungsamt legt das aufnehmende Land fest (Verteilungsverfahren). Bis zu dieser Festlegung werden die Personen vom Bund untergebracht.
- (2) Familienangehörige des Spätaussiedlers, die, ohne die Voraussetzung des § 7 Abs. 2 zu erfüllen gemeinsam mit dem Spätaussiedler eintreffen, können in das Verteilungsverfahren einbezogen werden.
- (3) Die Länder können durch Vereinbarung einen Schlüssel zur Verteilung festlegen. Bis zum Zustandekommen dieser Vereinbarung oder bei deren Wegfall richtet sich die Verteilung nach folgendem Schlüssel:

Sollanteil v.H.

Baden-Württemberg	12,3
Bayern	14,4
Berlin	2,7
Brandenburg	3,5
Bremen	0,9
Hamburg	2,1
Hessen	7,2
Mecklenburg-Vorpommern	2,6
Niedersachsen	9,2
Nordrhein-Westfalen	21,8
Rheinland-Pfalz	4,7
Saarland	1,4

Sachsen	6,6
Sachsen-Anhalt	3,9
Schleswig-Holstein.	3,3
Thüringen	3,6

(4) ...

(5) wer abweichend von der Festlegung oder ohne Festlegung des Bundesverwaltungsamtes in einem Land ständigen Aufenthalt nimmt, muss dort nicht aufgenommen werden.

...

Anmerkung:

„Vierer“, „Siebener“, „Achter“

„Ich bin ein „Siebener“.

Diese Kurzbezeichnungen sagen etwas aus über den Status der betroffenen Person.

„**Vierer**“ bezieht sich auf § 4 BVFG und meint, diese Person hat den Aussiedlerstatus erhalten.

„**Siebener**“ bezieht sich auf § 7 BVFG. Die Person ist entweder Ehegatte oder Abkömmling eines „Vierers“ und ist in den Aufnahmeantrag einbezogen worden. Sie hat also nur einen abgeleiteten Status.

„**Achter**“ sind Ausländer, die aber in einer besonderen Beziehung zu einem „Siebener“ oder „Vierer“ stehen.

Wenn „Siebener“ verheiratet sind mit einem andersnationalen Ehepartner, dann dürfen sie diesen mitbringen (→ GG Artikel 6), sie werden ebenfalls in den Antrag einbezogen, bleiben aber Ausländer und unterstehen in Deutschland dem Ausländerrecht.

Das ergibt sich aus § 8 BVFG.

Eine wichtige Voraussetzung dabei ist: Die Ehe muss im Herkunftsland schon drei Jahre lang bestanden haben.

Wohnortzuweisungsgesetz WoZuG

Vom 6. Juli 1989 (BGBl. I S. 1378)

In der Fassung vom 26. Februar 1996 (BGBl. I S. 225)

Geändert durch Gesetz vom 22. Dezember 1997 (BGBl. I S. 3222)

Auszüge in der Fassung des 4. Änderungsgesetzes vom 02. Juni 2000:

§ 1 Zweckbestimmung

(1) Das Gesetz dient dem Ziel, im Interesse der Schaffung einer ausreichenden Lebensgrundlage den Spätaussiedlern in der ersten Zeit nach ihrer Aufnahme im Geltungsbereich des Gesetzes zunächst die notwendige Fürsorge einschließlich vorläufiger Unterkunft zu gewährleisten und zugleich einer Überlastung von Ländern, Trägern der Sozialhilfe sowie von Gemeinden durch eine angemessene Verteilung entgegenzuwirken.

- (2) Dieses Gesetz erfasst auch die Ehegatten und Abkömmlinge von Spätaussiedlern im Sinne des § 7 Abs. 2 des Bundesvertriebenengesetzes sowie die nach § 8 Abs. 2 des Bundesvertriebenengesetzes in das Verteilverfahren einbezogenen Familienangehörigen von Spätaussiedlern.

§ 2 Zuweisung eines vorläufigen Wohnortes

- (1) Spätaussiedler können nach der Aufnahme im Geltungsbereich des Gesetzes in einen vorläufigen Wohnort zugewiesen werden, wenn sie nicht über einen Arbeitsplatz oder ein sonstiges den Lebensunterhalt sicherndes Einkommen verfügen und daher auf öffentliche Hilfe angewiesen sind. Das Grundrecht der Freizügigkeit (Artikel 11 Abs. 1 des Grundgesetzes) wird insoweit eingeschränkt.

...

- (4) Die Zuweisung wird gegenstandslos, wenn der Aufgenommene nachweist, dass ihm an einem anderen Ort nicht nur vorübergehend ausreichend Wohnraum, für den er nicht nur vorübergehend nicht auf Sozialhilfe angewiesen ist, und ein Arbeitsplatz oder ein sonstiges den Lebensunterhalt sicherndes Einkommen oder ein Ausbildungs- oder Studienplatz zur Verfügung stehen, in jedem Fall spätestens nach drei Jahren ab Registrierung in einer Erstaufnahmeeinrichtung des Bundes.

§ 7 Inkrafttreten

Dieses Gesetz tritt am 1. Juli 2000 in Kraft. Es tritt am 31. Dezember 2009 außer Kraft.

Zuwanderungsgesetz

Nach dem parteiübergreifenden Beschluss des Deutschen Bundestages vom 1. Juli 2004 ist das Zuwanderungsgesetz am 5. August 2004 verkündet worden und am 1. Januar 2005 in Kraft getreten.

Für Spätaussiedler und Spätaussiedlerinnen hat sich dadurch geändert, dass nun auch die Familienangehörigen einfache deutsche Sprachkenntnisse nachweisen müssen.

Bisher war nur für die Anerkennung als Spätaussiedler das Ablegen eines Sprachtests erforderlich. Für viele Aussiedlerfamilien wird es von nun an vermutlich schwieriger werden, in den Aufnahmeantrag einbezogen zu werden.

Als Ausweg bleibt ihnen allerdings, dass sie immer noch im Rahmen des Familienzuzuges als Ausländer einreisen können.

Wie sich die Situation in der Zukunft entwickeln wird, bleibt abzuwarten.

6. Deutschland ist ganz anders

Wie erleben Aussiedler und Aussiedlerinnen Fremdheit in Deutschland?

Das mitgebrachte Bild von Deutschland

Zu Beginn der 80er Jahre fiel auf, dass manche Russlanddeutsche ein unzutreffendes und veraltetes Bild von Deutschland mitbrachten. Der „Eiserne Vorhang“ hatte Ost und West folgenreich voneinander isoliert, eigene Erfahrungen durch Begegnungen waren kaum möglich und die zugelassenen Informationen über die jeweils andere Seite waren meistens politisch einseitig gefärbt.

Für die Russlanddeutschen war ihr Deutschlandbild aber vor allem durch die Erzählungen der Vorfahren geprägt. In ihren Vorstellungen lebten in Deutschland ausschließlich deutsche Menschen und es wurde – so meinten sie – überall nur deutsch gesprochen.

Sie hielten es für selbstverständlich, dass in Deutschland lauter Christen wohnten. Und die Menschen seien – so nahmen sie an – auf „typisch deutsche Tugenden“ wie Fleiß, Gehorsam, Ehrlichkeit, ... hin erzogen worden.

Ein Beispiel:

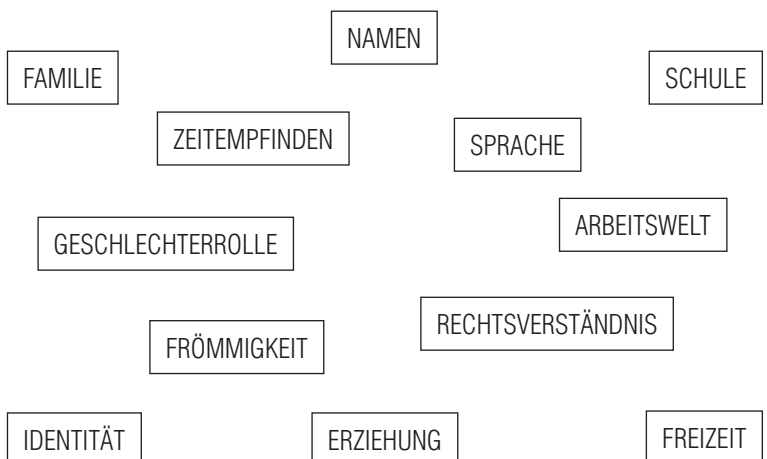
1982 erzählte eine alte Teilnehmerin bei einer Aufbauwoche: „Mein Vater hat immer gesagt, in Deutschland kannst du einen gefüllten Geldbeutel an der Straße auf ein Mäuerchen legen, am nächsten Tag liegt er immer noch da!“

In den 90er Jahren wurden die Bilder realistischer. Inzwischen waren viele Russlanddeutsche ausgesiedelt und ihre brieflichen Schilderungen entsprachen eher der Wirklichkeit. Es gab nun auch die Möglichkeit, von Ost nach West und von West nach Ost zu reisen. Das hatte zur Folge, dass die „weißen Flecken“ allmählich schmolzen.

Es gibt aber Bereiche, da sind die Unterschiede erst im Laufe der Zeit zu erkennen. Davon sind Aussiedler und Einheimische gleichermaßen betroffen.

An einigen Begriffen soll dies hier angesprochen werden.

Begriffe mit besonderer Relevanz zu diesem Thema



Namen

Jeder russlanddeutsche Aussiedler „verliert“ bei der Ankunft in Deutschland seinen Namen. Damit ist nicht gemeint, dass manche von ihrem Recht Gebrauch machen und den Namen eindeutschen lassen, sodass aus Wladimir von nun an ein Wolde-mar wird oder die Frau Sukowa ihren Mädchennamen „Müller“ wieder annimmt.

Gemeint ist, dass wir in Deutschland den „Vatersnamen“ nicht kennen.

In Russland und den anderen Herkunftsstaaten ist der Vatersname ein wichtiger und fester Bestandteil des Namens. „Anna Alexejewna Saizef“, der vollständige russische Namen heisst ins Deutsche übersetzt: „Anna, Tochter des Alexander (= der Vatersname), Saizef (= der Familienname).“

Die männlichen Vatersnamen werden mit Hilfe der Endungen -owitsch oder -jewitsch gebildet. (→ Zar und Zarewitsch = der Zar und der Sohn des Zaren). Aus dem Namen des Vaters „Iwan“ wird so für den Sohn der Vatersname Iwanowitsch, und der Name „Nikolai“ wird für den Sohn zum Vatersnamen Nikolajewitsch.

Ein Alexander mit einem Vater namens Nikolai und dem Familiennamen Schneider würde in Russland also heißen: Alexander Nikolajewitsch Schneider.

Allerdings würde man den Familiennamen Schneider normalerweise nie verwenden, auch nicht bei offiziellen Anlässen. Er würde stets korrekt angeredet mit: Alexander Nikolajewitsch.

Daran muss er sich nun erst gewöhnen, dass er in Deutschland nicht mehr so, sondern „Herr Schneider“ heisst.

Analog ergeht es den Frauen, die Irina Iwanowna Schneider muss sich darauf einstellen, dass sie gemeint ist, wenn jemand ruft: „Frau Schneider“, und die Frieda Nikolajewna wird in Deutschland nur noch „Frau Kremer“ genannt, weil Kremer ihr Familienname ist.

Familie

Wer in Russland von Familie redet, der meint fast immer die Großfamilie.

Das meint nicht, dass viele Familien dort üblicherweise mehr Kinder haben als deutsche Familien bei uns, sondern der Begriff „Familie“ umfasst einen viel größeren Personenkreis.

Zur Familie zählen nicht nur die direkt einander folgenden Generationen: „Urahn, Großmutter, Mutter und Kind, ...“, sondern es gehören auch die Nebenlinien dazu.

Die Geschwister der Elterngeneration mit ihren Familien sind einbezogen in diesen Begriff – die Vettern und Basen werden bezeichnenderweise „Halbbruder“ und „Halbschwester“ genannt – und dieser große Familienverband wird nicht hauptsächlich durch Gefühle zusammengehalten, sondern ist eine Funktionsgemeinschaft, eine Überlebensinstitution.

Solch ein Familienclan besteht oft aus etwa hundert Personen, und die Idealvorstellung – die allerdings auch in Russland selten so verwirklicht ist – wäre, dass möglichst alle an einem Ort zusammenleben und sich dadurch gegenseitig tatkräftig unterstützen können.

In Deutschland meinen wir dagegen in der Regel die Kleinfamilie, wenn wir von Familie reden. „Familie“ besteht in unserer Vorstellung aus den Eltern (oder auch nur aus einem Elternteil) und den noch nicht erwachsenen Kindern.

Viele früher selbstverständliche Funktionen der Familie sind bei uns inzwischen zu Gesellschaftsaufgaben geworden. Dafür hat die Bedeutung der Gefühle zugenommen, und erloschene Gefühle sind daher oftmals der eigentliche Grund für eine Trennung.

Von Bedeutung wird der unterschiedlich gefüllte Familienbegriff für Aussiedler deswegen, weil sie oft mit der Vorstellung nach Deutschland kommen, der ganze Familienclan könne sich in enger räumlicher Nachbarschaft ansiedeln. Sie gehen von der Zuversicht aus: „Gemeinsam werden wir es schon schaffen, den schweren Neubeginn zu meistern.“

Die Behörden versprechen – aus ihrer Sicht durchaus zutreffend – sie werden selbstverständlich die Familien bei der Wohnortzuweisung nicht auseinander reißen. Aber sie denken dabei an die Kleinfamilie und finden es durchaus zumutbar, den einen Bruder mit seiner Familie an den Oberrhein zu schicken, den anderen ins Neckartal und die Schwester nach Hohenlohe. Bei den Aussiedlern kommt das an, als hätten die Behörden ihr Versprechen nicht eingehalten.

Als „Notprogramm“ gehen die „Kleinfamilien“ dann „auf Tour“, um so die Großfamilie zusammenzuhalten. An dem einen Wochenende fahren alle an den Oberrhein, am nächsten Wochenende ins Neckartal und am dritten ins Hohenlohische.

Die einheimischen Vermieter haben Probleme damit: „Alle paar Wochen sind in der kleinen Wohnung 30 Leute übers Wochenende da. Das hält die Wohnung ja gar nicht aus!“

Und die Aussiedler kommen zu der Einsicht: „Wir müssen selber bauen.“ Also helfen alle zusammen, dass nach und nach jeder sein Haus gebaut bekommt.

Dass an einer solchen Baustelle 40 bis 50 Verwandte zusammenarbeiten, ist keine Seltenheit, und oft ist dies ein wichtiger Bestandteil der Baufinanzierung, denn Aussiedler bekommen an Unterstützung nur das, was normale Einheimische auch bekommen.

Geschlechterrolle

Die Geschlechterrolle ist in Deutschland einem starken Wandel unterworfen: Gleichberechtigung, Emanzipation, Individualität, sexuelle Selbstbestimmung, Unabhängigkeit, familiäre Arbeitsteilung, ... sind einige prägende Stichworte.

In der GUS gehörte die Berufstätigkeit der Frau zwar durchaus zur Normalität, aber der Haushalt war dennoch allein Domäne der Frau – trotz ihrer beruflichen Beanspruchung. Sie konnte allerdings bereits mit 55 Jahren in Rente gehen.

Der Betätigungsbereich der Männer neben ihrer Berufstätigkeit war die Mitarbeit bei der Viehhaltung und Gartenarbeit (ohne Kleinvieh und Garten ist das Leben dort fast nicht zu meistern, auch die Stadtbewohner haben meistens irgendwo außerhalb einen Garten mit Geräteschuppen oder eine „Datscha“), vor allem aber waren die Männer zuständig für die Reparaturen an Haus, Wohnung und Fahrzeug.

Die verheirateten „Kinder“ lebten in den ersten Ehejahren meistens bei ihren oder seinen Eltern ohne eigene Haushaltsführung. Die Grundversorgung der Kinder und die Erziehung der Kleinkinder lagen ganz in der Verantwortung der Oma.

Im häuslichen Bereich hatte die Oma viel zu bestimmen, da konnte man durchaus auf souveräne „Regentinnen“ stoßen. Aber nach außen hin hatten die Männer das Sagen. Ihre Themen besprachen sie auch eher mit den anderen Männern als mit ihren Frauen. Das Gleiche gilt aber auch für die Frauen. Auch sie besprachen sich eher mit den Nachbarinnen als mit ihren Männern.

Unverheiratete Frauen waren die große Ausnahme.

Die jungen Leute heirateten sehr früh. Ein Mädchen, das mit 20 Jahren noch nicht verheiratet war, galt schon ein wenig als „überfällig“.

Anmerkung:

Es werden in dieser Schrift immer wieder – und besonders häufig in diesem Teil der Arbeit – Allgemeinaussagen gemacht. Das sind natürlich nur Mittelwerte, die über den konkreten Einzelfall nichts aussagen. Zu jedem einzelnen Bereich kann man auch völlig andere und zu einem Teil sogar entgegengesetzte Dinge beobachten und erleben.

Erziehung

In den Herkunftsländern war in kommunistischer Zeit die Erziehung der Kinder und Jugendlichen Sache der Gesellschaft. Erziehungsagentur war die Schule, und diese waren Ganztageeinrichtungen.

Wichtige Erziehungsziele waren Gehorsam, Fleiß, Respekt vor Älteren, Sauberkeit, Einordnung ins Kollektiv, ...

Für die Versorgung der Kleinkinder war die Oma zuständig, ebenso für die Sorge um die Grundbedürfnisse der älteren Kinder und Jugendlichen wie Verpflegung, Versorgung in Krankheitstagen, emotionale Zuwendung, ...

Bei Familienfesten waren die Kinder und die Jugendlichen selbstverständlich mit dabei, aber man beschäftigte sich nicht auf eigene Weise mit ihnen. (Spielstunde mit Papa, Kindergeburtstag, ... waren weitgehend unbekannt.)

Sporttraining, musikalische Erziehung, Tanz, Theateraufführungen, handwerkliche Geschicklichkeit spielten eine große Rolle, aber nie „just for fun“. Es wurde ernsthaft trainiert, geprobt und Dinge wurden mit handwerklicher Sorgfalt hergestellt. Öffentliche Aufführungen waren dabei in vielen Fällen ein wichtiges Ziel.

Schule

Viele russlanddeutsche Eltern sind entsetzt über die Schulen in Deutschland. Sie klagen: „Die Kinder lernen nichts!“

In der GUS, und früher in der Sowjetunion, war genau festgelegt, was die Kinder lernen sollten. Der Lehrer hatte den Wissensvorsprung, legte den Schülern den Unterrichtsstoff vor, und die Aufgabe der Schüler war es, sich mit Fleiß diesen Stoff anzueignen.

Dinge selber zu erarbeiten, Thesen zu hinterfragen, eigene Problemlösungen zu suchen, Kompromisse zu finden, sich eine eigene Meinung zu bilden, Themen kontrovers zu diskutieren, das alles wurde in der Regel nicht gelehrt und galt sogar eher als unseriös und verwerflich.

Inzwischen findet gerade im schulischen Bereich eine zunehmende Kooperation statt zwischen West und Ost. Universitäten tauschen sich aus über Methodik und Didaktik des Schulunterrichtes. Lehreraustauschprogramme sind bereits da und dort durchgeführt worden.

Im Gespräch mit russischen Lehramtsstudenten erfährt man, dass manches im Wandel begriffen ist. Aber das braucht Zeit, und an vielen Schulen ist das alte Schulsystem doch noch erhalten.

Im Gespräch mit einheimischen Lehrern wurde mir immer wieder gesagt, dass manche russlanddeutschen Schüler – und vor allem die Schülerinnen – im Unterricht völlig passiv dasitzen. Sie würden sich nie von selber melden, nie eine Frage stellen, sich überhaupt nicht bemerkbar machen. Wenn man ihnen eine Frage stelle, dann sei es allerdings oft so, dass sie eine richtige Antwort gäben.

Nach vielem Nachfragen bei russlanddeutschen Lehrern war für mich des Rätsels Lösung gefunden. Drüben lernt jeder Schüler von Anfang an, dass es ungezogen ist und ein respektloses Verhalten dem Lehrer gegenüber, sich zu melden, etwas zu fragen oder sonst wie den Unterricht zu „stören“.

Ein typischer Satz, den vor allem Omas sagen, heisst: „Mein Enkel ist ein guter Schüler, er lernt immer auf Fünf.“ Eine Fünf ist dort die beste Note. Da Schulleistungen hauptsächlich in der Wiedergabe von fleißig gelerntem Unterrichtsstoff bestehen, ist diese Note mit dem Einsatz von Fleiß auch ziemlich sicher zu erreichen. Durch die andersartigen Unterrichtsziele in deutschen Schulen wird das für die russlanddeutschen Schülerinnen und Schüler schwieriger. Diese Erfahrung bedrückt noch zusätzlich ihr ohnehin angeknackstes Selbstbewusstsein.

Arbeitswelt

Die Arbeitswelt in der GUS ist inzwischen ebenfalls in einem starken Wandel begriffen. Die Schere zwischen den unglaublich reichen „Neuen Russen“ und den armen Durchschnittsverdienern (derzeit umgerechnet etwa 140 EURO im Monat) geht immer weiter auseinander.

Bis zum Ende der Sowjetunion war ein Überleben nur möglich, wenn die materielle Ausstattung am Arbeitsplatz irgendwie auch den privaten Verbrauch unterstützte. Inzwischen kann man eigentlich alles kaufen, aber man bräuchte dazu das notwendige Geld.

Lehrer, Ärzte, Hochschuldozenten, Musiker, ... können nur leben, wenn sie noch einen Zweitjob haben.

Bei mehreren Flusskreuzfahrten auf der Wolga waren es immer Personen aus diesen Berufen, die für uns Touristen die Begleiter waren.

Ein anderes Erlebnis hatte ich in St. Petersburg in Puschkin. Wir wollten als Reisegruppe dieses herrliche Schloss besichtigen, befanden uns aber zunächst in einer riesigen Schlange wartender Menschen. Unter einem der ebenerdigen Fensterbögen am Schloss stand ein mit Frack bekleideter Musiker und spielte, als wir ankamen, gerade die Badinerie aus der H-Moll-Suite von Johann Sebastian Bach. Ich meldete mich bei unserer Guida ab und ging zu dem Flötisten. Da dieser zum Glück Englisch sprach, kamen wir ins Gespräch. Es war der Soloflötist von den St. Petersburger Symphonikern, Sassoan Arakeljan, der sich so ein Zubrot verdienen musste.

Ingenieure und Techniker und auch Handwerker sind in der Regel besser bezahlt als Geisteswissenschaftler. Aber auch hier gilt, dass Verallgemeinerungen die tatsächliche Situation nur ungenau beschreiben können. Es wandelt sich fast alles.

Die Arbeitskollegen bildeten oftmals auch den privaten Bekanntenkreis und waren selbstverständlich eingeladen bei Hochzeits- und Geburtstagsfeiern und nahmen teil an Trauerfeiern.

Immer wieder haben mir russlanddeutsche Männer erzählt, dass sie nach der Arbeit keineswegs gleich nach Hause gegangen seien, sondern sich erst einmal zusammengesetzt hätten, um miteinander ein Spiel zu machen. Zum Beispiel sind „Schachmati“ (bei uns „Schach“ genannt) und Domino beliebte Spiele.

Im Sommer waren die Kollegen übers Wochenende auch mal mit auf der Datscha, und bei Arbeiten, die Unterstützung erforderten, waren sie – gleich nach den Familienangehörigen – diejenigen, die mithalfen.

Arbeitsleben und Privatleben war in den Herkunftsländern nicht so sehr voneinander getrennt wie üblicherweise in Deutschland. Die oft riesigen Betriebe hatten manchmal eine eigene Fußballmannschaft, ein Betriebsorchester, eine Schachgruppe, einen Chor, eine eigene Theater- und Tanzgruppe. Es gab keine Vereine in unserem Sinn, aber die Angebote des Betriebes erfüllten eine ganz ähnliche Funktion.

Freizeit

Da es in den Herkunftsländern viel größerer Kraftanstrengungen bedarf, den Alltag zu meistern, steht weniger „Freizeit“ zur Verfügung. Garten und Kleinviehhaltung, stets notwendige Reparaturen und das Herbeischaffen von lebensnotwendigen Dingen beanspruchen viel Zeit.

Das Leben in den Dörfern und in den Städten unterscheidet sich in den Herkunftsländern viel mehr als bei uns. Da die Dörfer nicht selten 50 km oder mehr von der nächsten Stadt entfernt sind, zieht es die jungen Leute fort von den Dörfern, und viele Männer haben ihren Arbeitsplatz ohnehin in weiter Ferne: in Moskau, St. Petersburg oder gar Sibirien. Die sind dann einmal oder zweimal pro Jahr zu Hause bei der Familie.

Der Schwatz über den Gartenzaun mit den Nachbarn ist ein wichtiger Bestandteil des Zusammenlebens, das „Bänkle vor dem Haus“ soll sogar in den Innenhöfen der riesigen Wohnblocks eine wichtige Rolle spielen.

Eine beliebte Freizeitbeschäftigung, besonders für die Männer, ist das Angeln, das dort überall und ohne Anglerschein erlaubt ist.

Musik machen und Tanzen gehören zum Leben dazu. Bei jeder Gelegenheit wird getanzt, nicht nur paarweise, sondern auch einzeln. Es ist faszinierend, mit welcher Grazie und Musikalität in großer Selbstverständlichkeit auch die älteren – und manchmal recht gewichtigen – Frauen mitmachen, und wie schon die ganz kleinen Kinder sich von den Klängen mitreißen lassen, die Bewegungen nachahmen und so von klein auf hineinwachsen in diese Tradition.

Der Besuch von Parkanlagen spielt eine wichtige Rolle (siehe S. 83). In größeren Städten findet man da auch Karussells und andere Fahrgeschäfte. Eisverkäufer und Schaschlikstände sind fast immer vorhanden.

Kinobesuche, Konzerte, Theater, Zirkus sind für viele ein wichtiger Bestandteil im Leben der Städter.

„Freizeit“ wird für Aussiedler und Aussiedlerinnen erst hier in Deutschland zum Problem. Es gibt zwar unzählige Freizeitangebote, aber die meisten kosten Geld. Der Einzelne entscheidet sich in Deutschland individuell und braucht für die Freizeitbeschäftigung in den meisten Fällen auch eine passende Ausrüstung.

Es gibt die passende Kleidung fürs Jogging, man braucht zum Radfahren das passende Rennrad oder Mountainbike, für den Kreativkurs in der Volkshochschule muss man eine Kursgebühr zahlen und das Material kostet dann auch noch etwas.

Angeln darf man nur mit einem Angelschein und, damit man ein überhaupt an einem Gewässer zugelassen wird, muss man Mitglied werden in einem Anglerverein.

Vereine gäbe es hier viele, aber drüben eben keine. Wie kommt man in einen Verein? Und weshalb kosten die Vereine alle einen Vereinsbeitrag? In Deutschland ist alles so durchorganisiert und eben dadurch fremd.

Rechtsverständnis

In der Sowjetunion galt ausdrücklich, dass erlassene Gesetze nicht in jedem Fall veröffentlicht werden mussten. So war für die Bevölkerung nie klar, was eigentlich erlaubt und was verboten war.

Es gab auch keine Gewaltenteilung, weder im zaristischen Reich noch zur Zeit des Kommunismus. Ein demokratischer Staat mit Gewaltenteilung und Rechtssicherheit ist erst jetzt im Aufbau.

Wer jeweils die Macht hatte, war auch der Bestimmer. Gesetze hatten dadurch eher willkürlichen Charakter. Der Schwächere konnte nicht auf sein Recht pochen, der Stärkere musste sich nicht unbedingt an frühere Zusagen halten.

Diese jahrhundertealte Tradition ist vermutlich mit ursächlich dafür, dass gesetzliche Bestimmungen nicht immer ernst genommen werden, dass sich aber im Laufe der Zeit auch eine gewisse Schlitzohrmentalität des Verhaltens entwickeln konnte: „Russland ist groß, und der Zar ist weit.“

In dem Sprichwort wird tatsächlich etwas Wesentliches angesprochen: Die riesige Ausdehnung des Landes.

Wer in den weit auseinanderliegenden Städten und Dörfern die Macht hatte, der konnte viel bewirken im Guten wie im Bösen. Das ist auch eine der Ursachen, dass Aussiedlerinnen und Aussiedler so unterschiedliche Erfahrungen mitbringen.

Eindrücklich war für mich der Vortrag eines russischen Politikwissenschaftlers, der uns deutsche Zuhörerinnen und Zuhörer darauf aufmerksam gemacht hat: „Wenn man die Französische Revolution als Einschnitt nimmt, dann hatten Sie im Westen seit 1789 Zeit, Demokratie zu erlernen. Bitte erwarten Sie nicht von uns, dass wir dasselbe in 30 Jahren erlernen.“

Zeitempfinden

Die Weite des Landes, die Schwierigkeiten des Alltags, die jede Vorausplanung erschweren, die Abgelegenheit der Dörfer mögen dazu beigetragen haben, dass ein anderes Zeitempfinden entstanden (oder erhalten geblieben) ist.

Eine „Suttké“ ist der Terminus für den Zeitraum von 24 Stunden. In Russland kann man Aussagen begegnen wie: „Die Fahrt war nicht so besonders lang, nach zweieinhalb ‚Suttkén‘ waren wir schon da.“

Die Unsicherheit der Lebensumstände machte Planungen noch zusätzlich schwierig, Vorhaben waren daher meist nicht auf einen bestimmten zukünftigen Zeitpunkt fixiert.

Es besteht dabei allerdings ein erheblicher Unterschied zwischen dem Leben in der Stadt und dem auf den Dörfern. Und es hat eine spürbare Veränderung seit 1991 eingesetzt.

Aber für viele Menschen ist ein Leben mit der Uhr oder mit einem Terminkalender immer noch ganz ungewohnt.

Raissa Orlowa-Kopelew schreibt davon in ihrem Buch „Die Türen öffnen sich langsam“:

„November 1980. Wir waren eben in Deutschland angekommen, als ein Freund aus Amerika anrief und uns zu sich einlud. Er fügte gleich hinzu, für ihn wäre der passendste Termin am 31. Oktober 1981. Ich zuckte die Achseln. Wer kann denn wissen, was in einem Jahr sein wird? Es folgten Ereignisse, die unser Leben jäh veränderten. Und genau an dem seinerzeit festgelegten Tag, am 31. Oktober 1981, fuhren wir zum Haus unseres Freundes im Staat Connecticut.

Hier nimmt der Terminkalender einen immer wichtigeren Platz ein. Auch in Moskau gibt es Terminkalender. Viele Freunde und Bekannte haben und benutzen sie. Warum verblüfft mich dann der Vorschlag des Amerikaners so, ein genaues Datum für ein Treffen nach einem Jahr festzulegen?

Kaum ein Moskauer macht sich ein halbes Jahr vorher Gedanken über seinen Urlaub, wie es hier üblich ist. Und selbst wenn jemand Pläne macht, setzt er hinzu: „Nun ja, wenn alles gut geht ...“

(Goldmann-Taschenbuch 4/86 Seite 77 f.)

Identität

In Deutschland spielt das Individuum, der einzelne Mensch, eine große Rolle.

In den Ländern der ehemaligen Sowjetunion hat auch heute noch in der Regel das Kollektiv den Vorrang vor dem Individuum.

Das ist der Unterschied, der sich vielleicht am intensivsten auswirkt. Der Einzelne hat keine – oder nur wenig – Bedeutung.

Die „Würde des Menschen“ als wichtigste Wertekategorie der deutschen Verfassung ist für die Bürger der GUS und für viele Russlanddeutsche ein sehr fremder Begriff.

Regionale Umweltkatastrophen, Grubenunglücke, die Lebenssituation Behinderter, die Zustände in Gefängnissen usw. spielten und spielen für die Politiker in den Herkunftsländern keine so große Rolle wie bei uns.

Die Befindlichkeit des Einzelnen, seine Probleme, Wünsche und Interessen haben traditionell kein sehr großes Gewicht.

Die Identität wird dem Einzelnen hauptsächlich von außen zugeschrieben. Der Einzelne wird wahrgenommen als Teil von einem Kollektiv.

Frömmigkeit

Russlanddeutsche, die erst nach der Wende (1991) den Weg zu den evangelisch-lutherischen Gemeinden in der GUS gefunden haben und die in jenen Städten wohnten, wo Pfarrer/Pastoren aus dem Westen zumindest zeitweise Dienst ge-

macht haben, die haben ein Gemeindeleben kennen gelernt, dass dem Leben in den Kirchengemeinden hier in Deutschland sehr ähnlich ist.

Die Gemeinden dort sind zwar viel kleiner, aber der Gottesdienstbesuch besteht aus annähernd 80–90% der Gemeindeglieder. Die finanziellen Mittel sind erschreckend gering.

Einer mir bekannten Gemeinde an der Wolga stehen monatlich (jeweils umgerechnet in Euro) 70 Euro für die Gemeindegliederarbeit zur Verfügung und zusätzlich 350 Euro für die Personalkosten der Mitarbeiter/innen. Das sind: 150 Euro für den Hausmeister/Mesner; 50 Euro für die Gemeindegliedersekretärin; je 50 Euro für die drei Nachtwächter, die in der Kirche reihum Wache halten müssen, da diese bereits einmal mutwillig in Brand gesteckt worden ist.

Aussiedler/innen aus solchen westlich geprägten Gemeinden vermissen in Deutschland zwar die Familienatmosphäre der kleinen Gemeinden, wo jeder jeden kennt, aber das Gemeindeleben selbst ist ihnen von drüben vertraut. Sie haben vielleicht selbst im Kirchenchor dort mitgesungen, Frauenkreis, Jugendarbeit, diakonische Arbeit sind ihnen nichts Fremdes.

Ganz anders ergeht es den Frommen, die aus der brüderischen Tradition kommen. Sie haben große Probleme mit unseren so anderen Frömmigkeitsformen. Aus ihrer Sicht gehört zur Gemeinde nur, wer sich bewusst für Christus entschieden hat, wer sich bekehrt hat.

Die anderen sind natürlich in den Versammlungen herzlich willkommen, aber die Gemeinde erhofft sich und wartet darauf, dass sie sich eines Tages auch bekehren werden. Die Verkündigung ist ganz auf dieses Ziel ausgerichtet.

Wie bei uns ist der Kreuzestod Jesu ein wichtiger theologischer Kernpunkt. Aber aus ihrem Verständnis gehört dann unbedingt dazu, dass der Mensch sich immer und überall als unwürdig, als armer, verlorener Sünder erkennt und sich dazu auch permanent in der Gemeindeöffentlichkeit bekennt. (Seltsamerweise kann dadurch ein eigenartiger Wettbewerb entstehen: Wer bekennt sich am eindrucklichsten als unwürdiger Sünder?)

Es sind Menschen, die es sehr ernst meinen mit dem Glauben und die sich viel Mühe geben, ihr ganzes Leben danach einzurichten. Sie orientieren sich an strengen Verhaltensvorschriften, die zu einem Teil direkt aus der Bibel entnommen worden sind.

Dass Frauen nur bedeckten Hauptes zum Gottesdienst kommen dürfen (1. Korinther 11, 10), wird an anderer Stelle näher erläutert (siehe S. 75).

Der Bericht von der Tempelreinigung Jesu (Matthäus 21, 12-17) wird von manchen so ausgelegt, dass im Kirchenraum keine „weltlichen Dinge“ geschehen dürfen, dass also zum Beispiel auch keine Dias dort gezeigt werden dürfen.

Kartenspiel und Tanz sind Christen nicht erlaubt.

Das Tragen von „Männerkleidern“, also von Hosen, ist für Frauen verboten (5. Mose 22, 5). Frauen sollen sich auch nicht schminken und die Haare möglichst nicht abschneiden.

Das Bild „Vom breiten und vom schmalen Weg“ (auch in Württemberg sehr bekannt) ist für viele ein „wegleitendes“ Bild geworden. Der „breite Weg“ mit all seinen weltlichen Verlockungen führt schließlich in den Abgrund. Der „schmale Weg“ ist karg und steil, aber er führt direkt in den leuchtenden Himmel hinein.

Mit diesem Hintergrund geraten sie in ein großes Erschrecken, wenn sie in unsere hiesigen Gemeinden kommen. Aus ihrer Sicht können sie nur den Schluss ziehen, dass wir hier alle keine Christen mehr seien und dass die Bibel uns nichts mehr bedeute.

Sie erleben im Gottesdienst die rasch gesungenen Lieder und schließen daraus, dass niemand von uns die Lieder mit Beteiligung des Herzens singt.

Sie erleben, dass der Pfarrer die Gebete abliest, anstatt aus dem Herzen zu beten, und sie leiten daraus ab, dass uns auch das Gebet nicht mehr wichtig sei.

Helles Entsetzen ruft bei manchen hervor, dass in Deutschland sogar Frauen als Pfarrerrinnen eingesetzt werden, wo doch Paulus im Korintherbrief ausdrücklich geschrieben hat: „Wie in allen Gemeinden der Heiligen sollen die Frauen schweigen in der Gemeindeversammlung, denn es ist ihnen nicht gestattet zu reden, sondern sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz sagt.“ (1. Korinther 14, 13b f)

Es macht ihnen Angst, was sie hier erleben.

Die Christen, die in der Verfolgungszeit den Glauben bewahrt haben, die Brüder und Schwestern, die diese Treue sogar mit dem Leben bezahlen mussten, die Überlebenden aus der Verfolgungszeit und die aus den Straflagern, sie alle verdienen unseren Respekt.

Ebenso die Brüder, die in großer Treue – ehrenamtlich – die kleinen Gemeinden geleitet haben, ohne dafür ausgebildet worden zu sein.

Sie haben in der Bibel gelesen, und manche bringen eine bewundernswerte Bibelkenntnis mit, aber sie hatten keine theologischen Begleiter. Sie waren mit großer Ernsthaftigkeit darum bemüht, nur ja alles richtig zu machen, und so nahm ihre Frömmigkeit gesetzliche Züge an.

Hier in Deutschland halten sie nun an manchen Orten ihre eigenen Versammlungen ab. Predigerbrüder, die ebenfalls ausgesiedelt sind, „legen ihnen wieder das Wort aus“, wie sie es drüben gewohnt waren.

Aber in den Familien entstehen manchmal Spannungen, weil die Kinder den Spagat zwischen den gegensätzlichen Welten nicht aushalten.

Es ist nicht einfach, da eine Brücke zu bauen. Aber es ist gut, dass es an vielen Orten Menschen gibt, die es dennoch immer wieder versuchen.

Sprache

Das am auffälligsten Fremde kommt hier zuletzt, dabei ist jedem klar: Es geht nicht ohne Sprachkenntnisse. Aussiedlerinnen und Aussiedler müssen die deutsche Sprache erlernen.

Wirtschaftsleute machen uns allerdings immer häufiger darauf aufmerksam, dass wir die Forderung nach deutschen Sprachkenntnissen verbinden sollen mit der Anerkennung der mitgebrachten russischen Sprachkenntnisse. Es gibt Stimmen aus der Wirtschaft, die den Aussiedlern raten, die russische Sprache zu pflegen, sie keinesfalls zu verlieren.

Der Wirtschaftsraum im Osten wird für Europa immer intensiver zu einem wichtigen Handelspartner. Da ist es ein großer Vorteil, dass wir in unserem Land so viele Menschen mit muttersprachlichen Russischkenntnissen haben.

Gute Deutschkenntnisse jedoch sind unverzichtbar. Eine Sprache erlernt man am besten beim Sprechen. In dieser Beziehung gibt es für Einheimische viele Gelegenheiten, etwas Gutes und Sinnvolles zu tun: Jedes noch so kurze Gespräch ist gleichzeitig auch Sprachtraining und jeder Fortschritt in der Sprache ermutigt zu weiteren Schritten. Damit vergrößert sich die Chance, dass Fremdheit abnimmt und Vertrautheit wächst.

7. Integration – ein lang andauernder Prozess

Welche Vorstellungen von „Integration“ wirken sich aus auf unsere Erwartungen?

Integration – „Wiederherstellung eines Ganzen“

So steht es im Fremdwörterduden, aber welches Ganze soll wiederhergestellt werden? Der Duden bietet noch eine weitere Erklärung an:

„Verbindung einer Vielheit von einzelnen Personen oder Gruppen zu einer gesellschaftlichen Einheit (Soziologie).“

Wie soll diese gesellschaftliche Einheit aussehen? Wer soll sie gestalten?

Welches Gesellschaftsbild zeichnet unsere Verfassung?

Es wird immer wieder darauf hingewiesen, dass die „Väter und Mütter“ des Grundgesetzes, unserer Verfassung, darauf verzichtet haben, ein bestimmtes Gesellschaftsbild festzulegen. Sie haben im Artikel 1 die „Würde des Menschen“ als grundlegenden Wert festgesetzt und diesen in den nachfolgenden Grundrechten inhaltlich entfaltet.

Dann haben sie im Artikel 79 des Grundgesetzes, in dem es um die Möglichkeit der Verfassungsänderung mit einer Zweidrittelmehrheit geht, im Absatz 3 ausdrücklich diese Werte herausgenommen und als unveränderbar festgelegt:

„(3) Eine Änderung dieses Grundgesetzes, durch welche die Gliederung des Bundes in Länder, die grundsätzliche Mitwirkung der Länder bei der Gesetzgebung oder die in Artikel 1 und 20 niedergelegten Grundsätze berührt werden, ist unzulässig.“

Damit sind die Grenzen der Gestaltung abgesteckt.

Artikel 1

- (1) Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.
- (2) Das Deutsche Volk bekennt sich darum zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt.
- (3) Die nachfolgenden Grundrechte binden Gesetzgebung, vollziehende Gewalt und Rechtsprechung als unmittelbar geltendes Recht.

Artikel 20

- (1) Die Bundesrepublik Deutschland ist ein demokratischer und sozialer Bundesstaat.
- (2) Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus. Sie wird vom Volke in Wahlen und Abstimmungen und durch besondere Organe der Gesetzgebung, der vollziehenden Gewalt und der Rechtsprechung ausgeübt.

- (3) Die Gesetzgebung ist an die verfassungsmäßige Ordnung, die vollziehende Gewalt und die Rechtsprechung sind an Gesetz und Recht gebunden.
- (4) Gegen jeden, der es unternimmt, diese Ordnung zu beseitigen, haben alle Deutschen das Recht zum Widerstand, wenn andere Abhilfe nicht möglich ist.

Der einzelne Mensch bekommt einen weiten Raum für seine Entfaltung: Handlungsfreiheit, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Meinungsfreiheit, Schutz von Ehe und Familie und das Recht auf Erziehung der Kinder, ...
Zugleich wird in der Verfassung auch deutlich festgestellt, dass der Einzelne in seiner Existenz bezogen ist auf das Zusammenleben mit anderen Menschen. Er/sie lebt nicht als Robinson auf einer einsamen Insel. (Und sogar Robinson bekam ja nach einiger Zeit den Gefährten namens Freitag an seine Seite.)

Artikel 2

- (1) Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, *soweit er nicht die Rechte anderer verletzt ...*

Artikel 14

- (1) Das Eigentum und das Erbrecht werden gewährleistet. Inhalt und Schranken werden durch Gesetze bestimmt.
- (2) *Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.*
- (3) ...

In den Grenzen dieser Vorgaben steht jede Generation neu vor der Aufgabe der Gesellschaftsgestaltung. Die Frage heißt: Wie wollen und können wir zusammenleben? Das ist sowohl eine spannende Herausforderung als auch eine kraftfordernde Anstrengung.

„Integration als Wiederherstellung eines Ganzen“ kann konsequenterweise nicht heißen, dass wir von einem feststehenden Gesellschaftsbild ausgehen – das als einheitliches Bild in Deutschland ohnehin nirgends existiert –, in das die Ankommenden nur „eingepasst“ werden müssen, sondern es ergibt sich durch diese Zuwanderung die kreative Aufgabe, das Zusammenleben – möglichst gemeinsam – neu zu gestalten.

Gestaltung setzt Kommunikation voraus. Ohne die Möglichkeit, miteinander sprechen zu können, geht es nicht. Deutsche Sprachkenntnisse sind unverzichtbar.

Ohne grundsätzliche Anerkennung der Menschenrechte, wie sie in der Verfassung niedergelegt sind, geht es ebenfalls nicht.

Aber vielleicht verhilft uns das folgende schöne Sprichwort zu einem entlastenden Realismus:

„Ideale sind wie Sterne; man kann sich an ihnen orientieren, aber man kann sie nicht erreichen.“

Hinweis auf eine Dissertation zum Thema Integration

Von Dr. Irene Tröster ist im Jahr 2003 ihre Dissertation erschienen mit dem Titel:
„Wann ist man integriert?“

„Wann ist man integriert?“

Eine empirische Analyse zum Integrationsverständnis Russlanddeutscher.

© Peter Lang GmbH Europäischer Verlag der Wissenschaften,
Frankfurt am Main

Irene Tröster kam 1978 als Siebenjährige nach Deutschland, sie bringt also eigene Erfahrungen mit.

Mir liegt von ihr auch noch ein Manuskript vor mit dem Titel:

„Das Integrationsverständnis der Medien und Russlanddeutscher im Vergleich“
(SWR International Stuttgart)

Mit ihrem Einverständnis zitiere ich die zwei einleitenden Abschnitte:

„Ich bin Russlanddeutsche. Und ich bin voll integriert, sagen meine einheimischen Freunde und Bekannten. Sie sagen es als Kompliment und meinen damit, dass man mir meine Herkunft eigentlich nicht mehr anmerkt. Und das stimmt. Ich habe einen deutschen Namen und spreche gut Deutsch. Meine Nachbarn wissen nicht, dass ich Russlanddeutsche bin. Meine Freunde und Bekannten sind fast ausschließlich Einheimische. Selbst das Essen ist bei mir schwäbisch. Wenn Gäste kommen, backe ich Träubleskuchen, und zum Abendessen gibt es handgemachte Kässpätzla mit Kartoffelsalat. Ich gebe zu, ich habe einen Samowar im Wohnzimmer stehen. Aber so ein bisschen Nostalgie schadet nicht. Und meine einheimischen Gäste sind ganz wild auf Samowartee. Ich spreche in der Öffentlichkeit nicht Russisch, ich gehe zur Wahl, bin Mitglied in einem Verein und besitze Goethes gesammelte Werke. Wie gesagt, ich bin voll integriert.

Und Olga und Waldemar Krenzke? Sind sie auch voll integriert? Sie sprechen leidlich Deutsch, aber eben mit Akzent. Olga trägt immer noch diese typisch russischen Rotgoldohrringe. Die beiden arbeiten, nicht gerade in ihrem Traumjob. Aber immerhin konnten sie sich vor zwei Jahren ein Haus bauen. Sie fühlen sich wohl in Klein-Kasachstan, wie die Anwohner das Russenviertel ihrer Stadt nennen. Langweilig wird ihnen nie. Sie haben viel Kontakt zu den russlanddeutschen Nachbarn. Am Wochenende kommen Verwandte und alte Freunde zu Besuch. Über Satellit empfangen sie mehrere russischsprachige Fernsehprogramme. Über das Leben in der alten Heimat informieren sie sich über eine russische Wochenzeitung. Privaten Kontakt zu Einheimischen haben sie nicht. Und auch ihre Kinder haben ausschließlich russlanddeutsche Freunde.

Sind die Krenzkes integriert? Na klar, sagen sie. Nein, sagen die Einheimischen an ihrem Wohnort.“

Irene Tröster kommt bei ihren Untersuchungen zu dem Schluss, dass Einheimische und Aussiedler ein unterschiedliches Integrationsverständnis haben. Sie konnte bei den Befragungen von Russlanddeutschen drei verschiedene Auffassungen von Integration finden:

1. Man ist integriert, wenn man im Alltag selbständig zurechtkommt.
2. Man ist integriert, wenn man mit den Einheimischen mithalten kann.
3. Man ist integriert, wenn man den Einheimischen gleicht.

Es fällt auf, dass bei diesem Integrationsverständnis die Einheimischen zwar beim zweiten und beim dritten Satz als Vergleichspartner vorkommen, aber nicht als Sozialpartner. Und genau da sieht Frau Tröster auch den Unterschied zum Integrationsverständnis der Einheimischen. Sie schreibt: „Ein Hauptunterschied liegt in der Beurteilung der Bedeutung sozialer Kontakte zu Einheimischen.“

Für die Einheimischen ist es kritikwürdig, wenn Russlanddeutsche so auffällig unter sich bleiben. Viele sehen die Ursache dafür in den fehlenden oder unzureichenden Sprachkenntnissen oder unterstellen den Aussiedlern mangelhaftes Interesse und fehlendes Engagement.

Deutschkenntnisse als unverzichtbare Voraussetzung für Integration

Darin sind sich Aussiedler und Einheimische einig: Ohne deutsche Sprachkenntnisse wird das Leben in Deutschland nur schwer gelingen. Aber wie kommen Aussiedler zu ausreichenden Deutschkenntnissen? Sie bekommen Sprachkurse.

Seit das neue Zuwanderungsgesetz in Kraft getreten ist, umfassen die Integrationskurse 600 Stunden Sprachunterricht und einen 30-stündigen Orientierungskurs. Neu ist, dass Spätaussiedler und Ausländer diese Kurse gemeinsam besuchen und dass zum Abschluss eine Prüfung „Zertifikat Deutsch“ abgelegt werden muss.

Wer von uns Einheimischen allerdings schon einmal versucht hat, in einem halbjährigen Crash-Kurs eine Fremdsprache zu erlernen, hat bestimmt selber die Erfahrung gemacht, wie schwierig das ist.

Für die Aussiedler/innen kommt hinzu, dass Unterrichtsmethodik und Didaktik in Deutschland sich vom bisher erlebten Unterricht in den Herkunftsländern beträchtlich unterscheiden und dass viele der Älteren seit langem keine solchen Lernerfahrungen mehr gemacht haben.

Eine deutsche Slawistikstudentin hat mit mehreren anderen deutschen Studenten ein halbes Jahr an der Universität in Moskau studiert. In der Begegnung mit russischen Germanistikstudenten hat sie eine interessante Beobachtung gemacht: Es war erstaunlich, über welch großen Wortschatz die russischen Germanistikstudenten verfügten und wie umfassend ihre Literaturkenntnisse waren. Die deutschen Slawistikstudenten taten sich schwer damit, Ähnliches nachzuweisen. Aber auf einem anderen Gebiet waren die Deutschen unschlagbar: in der mündlichen Kommunikation. Sie plauderten und redeten unbekümmert drauf los. „Übung macht den Meister!“

Die russischen Studenten waren da viel zögerlicher. Sie überlegten erst lange, ob sie auch die passenden Worte gewählt haben, ob der Satz grammatikalisch richtig ist und ob die Aussprache stimmt. Nur keinen Fehler machen!

Sprechen erlernt man beim Sprechen.

Die angebotenen Sprachkurse sind wichtig. Aber genau so wichtig ist es, dass die Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler auch Gelegenheit bekommen, die Sprache im Umgang mit Einheimischen anzuwenden.

Bei Austauschschülern machen wir ja schon seit Jahren die Erfahrung, dass der Umgang mit muttersprachlich Französisch- oder Englisch-Sprechenden die Sprachkompetenz fördert.

Das Sprechen mit Einheimischen ist wichtig, aber leider haben wir unseren Alltag so perfekt durchorganisiert, dass man vieles fast ohne zu sprechen erledigen kann. Weder im Kaufhaus an der Kasse noch beim Einkauf von Fahrkarten für Bus oder Bahn sind Gespräche erwünscht, und Fahrgäste im Bus oder Spaziergänger im Park sind selten zu Gesprächen bereit.

Außerdem fehlt es Einheimischen oft an Zeit. Die Tage sind durchstrukturiert und zugeplant. Der Terminkalender ist voll.

Schwierigkeiten beim Erlernen der deutschen Sprache durch Kommunikation mit Einheimischen ergeben sich auch durch die Tatsache, dass von uns häufig Dialekt gesprochen wird oder gar – in bester Absicht – ein verkümmertes, falsches Deutsch.

Manche Aussiedlerfamilien suchen nach Lösungen und bemühen sich z. B., wenigstens eine Stunde täglich ausschließlich deutsch zu sprechen.

Allerdings warnen Soziolinguisten davor, die Sprachpraxis allein von den russlanddeutschen Familien unter sich zu erwarten. Diese Familien haben so viel Neues zu bewältigen. Das ganze interne Rollengefüge muss neu gefunden und stabilisiert werden, sie schwanken in ihrem Gemütszustand hin und her zwischen Zuversicht und Depression. Da ist es eine Überforderung, von ihnen zu erwarten, dass sie nun innerhalb der Familie auch noch andauernd in einer Sprache miteinander reden, die ein großer Teil von ihnen erst erlernen muss. Das könnte sogar zu einer Verarmung der Persönlichkeit führen. Emotionalität ist in eine noch fremde Sprache schwer einzubringen.

Wirtschaftliche Integration

Materielle Absicherung ist eine weitere Notwendigkeit für eine glückende Integration. Die ist für die Aussiedler in der ersten Zeit eigentlich sichergestellt. Das geschieht zwar auf einem relativ niederen Niveau, die sechsmonatige Eingliederungshilfe entspricht der Sozialhilfe, aber manchen Einheimischen ist auch das ein Dorn im Auge.

In der einheimischen Bevölkerung sind viele Menschen verunsichert. Ein Teil von ihnen ist bereits von Arbeitslosigkeit betroffen, Jugendliche erleben, dass sie nach Abschluss ihrer Ausbildung nicht übernommen werden, und andere suchen vergeblich nach einem Ausbildungsplatz. Da greift die Verunsicherung auch nach manchen, die noch einen Arbeitsplatz haben. Sie fragen sich: „Wie lange noch?“

Die Medien berichten zudem fast täglich von der drohenden Überlastung des „sozialen Netzes“, und da liegt es nahe, in den einreisenden „Fremden“ eine Gefahr zu sehen. Bei etlichen münden die angsterfüllten Überlegungen dann ein in die naive Folgerung, das soziale Problem wäre mit dem Stoppen jeglicher Zuwanderung zu entschärfen.

Dass Aussiedlerfamilien mit der vergleichsweise meist größeren Zahl von Kindern und Jugendlichen sich positiv auf die demografische Situation in unserem Land auswirken, wird leicht übersehen.

Wenn ein solch abweisendes Klima um sich greift, oder gar, verstärkt durch einseitige Berichterstattung in den Medien, gesellschaftsprägend wird, dann kann die Integration der Ankommenden dadurch leider hinausgezögert und erschwert werden.

Soziale Integration

Manche Soziobiologen vermuten, wir Menschen seien nur in der Lage, mit etwa hundert anderen Menschen direkten Kontakt zu halten. Wenn dies zutrifft, dann sind die „Sozialmöglichkeiten“ bei vielen Aussiedlern bereits mit den Familienkontakten nahezu ausgeschöpft.

Des Weiteren wirkt sich auf die soziale Integration aus, dass Aussiedler geprägt sind von der stärkeren Grundausrichtung auf ein Kollektiv, während wir ganz stark das Individuum als Grundeinheit ansehen.

Ein dritter Faktor mag darin bestehen, dass viele Aussiedler kaum eigene Einblicke haben in einheimisches Familienleben, in einheimische gesellschaftliche Bezüge, und dass sie ihre Kenntnisse über das soziale Leben in Deutschland hauptsächlich aus dem Fernsehen beziehen.

Die Einflussgrößen Kirchen, Vereine, Parteien, Erwachsenenbildungsstätten usw. sind ihnen weitgehend unbekannt.

Bei so viel Fremdheit gewährt das Verharren in der eigenen Gruppe Sicherheit. Damit wird einerseits das Beibehalten mitgebrachter sozialer Gepflogenheiten gestärkt, andererseits entspricht das der Erwartung, dass eine Anpassung und Neuorientierung möglichst von der ganzen Bezugsgruppe gemeinsam geleistet werden sollte. Eine individuelle Veränderung kann von der Bezugsgruppe leicht als abweichendes Verhalten interpretiert und mit negativen Sanktionen beantwortet werden.

Die Erfahrung zeigt jedoch auch, dass manche Veränderungen ohne eigenes Zutun einfach durch das „Äußere System“ initiiert werden:

Der bereits an anderer Stelle erwähnte Modus der Wohnortzuweisung, durch den relativ oft die einzelnen Familien eines „Familienclans“ verschiedenen Orten zugewiesen werden, bleibt im Laufe der Zeit doch nicht ohne Einfluss auf den jeweiligen Lebensmittelpunkt der Familien. Die Begegnungen des ganzen Familienclans nehmen dadurch im Laufe der Zeit zahlenmäßig ab.

Die Wohnungsgröße ist in der Regel in Deutschland nicht für das Zusammenleben von drei Generationen konzipiert. Die Großeltern können dadurch mit ihren Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln nicht mehr so umfassend das Alltagsleben teilen. Ihre Funktionen im Familiengefüge werden dadurch verändert.

Die größere Mobilität durch Autos und gute Straßenverhältnisse, die relative Nähe attraktiver Ausflugsziele hat Auswirkungen auf das Freizeitverhalten. Da das Fassungsvermögen der PKW jedoch beschränkt ist, sind natürlich auch die Mitfahrmöglichkeiten begrenzt. Daraus ergibt sich als Konsequenz: Es machen nicht mehr alle alles gemeinsam.

Die Orientierung vieler Jugendlicher auf ihre eigene Clique verstärkt das familiäre Auseinanderdriften. Der Zusammenschluss dieser Cliquen beinhaltet aber meistens zugleich eine Abschottung gegenüber den Einheimischen und auch gegenüber anders-ethnischen Jugendlichen (Rivalitäten zwischen „Russengang“ und „Türkengang“). Per Handy ist es der jeweiligen „Alphafigur“ dabei ein Leichtes, die ganze Clique kurzfristig an einen beliebigen Treffpunkt hinzubeordern.

Es wirken also sehr unterschiedliche Kräfte auf die Aussiedler ein. Neben dem eigenen Wunsch nach Beibehalten des vertrauten sozialen Lebensumfeldes stehen die Erwartungen der Gesellschaft im Blick auf soziale Integration der Aussiedler. Die Zugangsschwerpunkte wiederum unterstützen die Isolation und erschweren Alltagsbegegnungen mit der einheimischen Bevölkerung. Andere Gegebenheiten bewirken trotzdem auch hier eine schleichende Desintegration der mitgebrachten sozialen Strukturen.

Im Blick auf unsere Integrationserwartungen als Aufnahmegesellschaft ist es wichtig, dass wir uns bewusst machen, welche Vielfalt an sozialen Beziehungen wir in unserer Gesellschaft ganz selbstverständlich vorfinden. Es gibt in Deutschland keineswegs ein einheitliches Integrationsmodell für alle.

Zur grundgesetzlich verankerten Entfaltungsmöglichkeit des Einzelnen gehört, dass er/sie eigenverantwortlich seine/ihre Einbindung in die Gesellschaft gestalten darf. Wenn wir uns das bewusst machen, laufen wir weniger Gefahr, unser jeweils eigenes Integrationsmodell dem anderen überstülpen zu wollen.

Als Aufnahmegesellschaft stehen wir in der Pflicht, der Zuwanderungsgruppe die Fundamente unseres Zusammenlebens zu benennen. Sprachkenntnisse sind für das Zusammenleben daher unverzichtbar.

Aber gerade weil die Vermittlung dieser grundlegenden Werte nicht warten kann, bis die erworbenen Sprachkenntnisse dafür ausreichen, ist es gut, dass inzwischen viel gutes zweisprachiges Informationsmaterial auf dem Markt ist.

Über die Internetadresse: www.aussiedlerbeauftragter.de sind unter anderem auch Informationen erhältlich über aktuelle Informationsbroschüren.

*Ein Beispiel: „Wegweiser für Spätaussiedler“ (deutsch/russisch)
24. Auflage – 199 Seiten; Stand: Dezember 2002*

Mitteilungsblatt zum „Wegweiser für Spätaussiedler“ (24. Auflage) – gültig ab 01.01.2005

Im Blick auf Kommunikation gibt es den Begriff „aktives Zuhören“. Im Gespräch mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern kommt solchem „aktiven Zuhören“ eine wichtige Funktion zu. Durch diese Art des Zuhörens bekommt der Redende die Chance, zusätzlich zur eigenen Betroffenheit auch noch etwas objektive Distanz zu gewinnen, das kann seine Entscheidungen erleichtern und seine Handlungssicherheit fördern.

Wichtig ist: „Soziale Integration“ lebt nicht in erster Linie von großen Aktionen, sondern von vielen kleinen Alltagsgesten und Alltagsschritten. Der freundliche Gruß im Treppenhaus, die angenommene Einladung zum Schaschlikessen, das gezeigte Interesse am Herkunftsland, die Einladung zu einem Dia-Vortrag über die Landschaft der neuen Heimat, ...

Das alles trägt bei zu einem Klima, in dem man sich wohl fühlen kann.

Kulturelle Integration

Es könnte für Einheimische interessant und spannend sein, mehr über die Kultur in den Herkunftsländern zu erfahren. Durch die politische Situation haben wir über Jahrzehnte hinweg kaum etwas von dieser anderen Welt gewusst, der „Eiserne Vorhang“ hat uns recht wirksam gegenseitig abgeschirmt.

Es gibt an manchen Orten „Literarische Zirkel“.

Aussiedler und Einheimische kommen zusammen, um miteinander Literatur zu lesen, sowohl Poesie als auch Prosa, und zwar von „dort und von hier“, also Literatur der Herkunftsländer und Werke deutscher Autoren. Ganz besonders interessant ist dabei auch die persönliche Begegnung mit russlanddeutschen Autoren.

*Die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e.V. Raitelsbergstraße 49,
70188 Stuttgart gibt von Zeit zu Zeit die „Russlanddeutschen Literaturblätter“
heraus mit Gedichten und Erzählungen russlanddeutscher Autoren.
Über die Landsmannschaft kann man auch mit den Autoren in Verbindung
treten.*

Es gibt an manchen Orten „Kochkurse“: Schwäbische Hausfrauen lernen russisch kochen, Aussiedlerinnen kochen schwäbisch.

Begegnung mit Musikern und Chören:

Es gibt unter den Aussiedlern sehr viele hochbegabte und gut ausgebildete Musiker. Viele Jugendliche gewinnen Preise bei den Wettbewerben „Jugend musiziert“. Sie aufzufinden ist nicht ganz einfach, aber durchaus möglich.

In Regionalzeitungen kann man z. B. manchmal Berichte über talentierte russlanddeutsche Musiker, über einen Chor oder über Musikgruppen lesen.

In diesem Zusammenhang sind auch die da und dort anzutreffenden Straßenmusikanten interessant. Es sind oftmals Musikstudenten aus Moskau oder St. Petersburg, und sie spielen ihr Instrument auf einem hohen Niveau. Sie lassen sich gerne von der Straße weg engagieren für einen Gemeindeabend, ein Sommerfest, eine private Feier.

Es gibt in Niederstetten bei Weikersheim ein „Russlanddeutsches Theater“ mit dem Schauspieler-Ehepaar Maria und Peter Warkentin, und es ist beeindruckend, sie zu erleben.

*Russland-Deutsches Theater, Maria und Peter Warkentin,
Klostergasse 2, 97996 Niederstetten*

Tanz hat bei Russlanddeutschen eine große Tradition, es gibt viele russlanddeutsche Tanzgruppen, die längst auch Einheimische bei sich aufgenommen haben.

Vereine als ein Beispiel sozialer und kultureller Integration

Viele Vereine klagen: „Wir laden immer wieder ein, aber es kommt niemand.“

Dazu muss man wissen, dass den Aussiedlern unsere Vereinstradition im Grundsatz fremd ist und sie dadurch erst eine relativ große Hemmschwelle überwinden müssten.

Ein vorausgehender persönlicher Kontakt könnte einen wirkungsvollen Brückendienst leisten. Eine einheimische Beziehungsperson, der man sich anschließen kann, die man fragen kann, die ein Stück Sicherheit bietet, würde den Schritt ins Unbekannte leichter machen.

Da gerade die männlichen Aussiedler meistens großes Interesse am Sport haben, wären die vielen Sportvereine ein guter Andockungspunkt.

Dass auch die einheimischen Vereinsmitglieder dabei auf „Befremdliches“ stoßen können, zeigt folgende Begebenheit:

Der Bürgermeister eines württembergischen Ortes mit vielen zugezogenen Aussiedlerfamilien hatte zu einem Gespräch mit Vereinsvorsitzenden eingeladen. Reihum bedauerten alle, dass ihre Einladungen keinen Erfolg gehabt hätten.

Als Letzter kam der Vorsitzende einer Volleyballgruppe dran und der sagte lachend: „Wir haben ein anderes Problem: Zu uns kommen fünf Aussiedler und das bringt uns fast zur Verzweiflung.“

Die spielen mit so einem Ernst, als würden sie für die Olympiade trainieren. Leistung, Leistung, Leistung. Für uns ist das aber Ausgleichssport. Wir wollen uns bewegen, aber auch ein wenig Spaß haben dabei. Seit nun die Aussiedler dabei sind, setzen die uns mit ihrem Totaleinsatz unglaublich unter Druck. Und was uns dann am meisten ärgert: Wenn wir hinterher noch ein wenig gemütlich zusammensitzen, dann sind sie weg. Da machen sie nicht mit.“

Aussiedler und Einheimische müssten beide mehr von der Welt des jeweils anderen erfahren, um einander wirklich begegnen und einander verstehen zu können.

Resumée

„Integration“, im Duden beschrieben als „Wiederherstellung eines Ganzen“, ist nicht das statische Endprodukt einer vorübergehenden gesellschaftlichen „Herstellungssituation“, sondern Integration ist ein fortwährender Prozess.

Es geht um die Frage des Zusammenlebens:

Wie können wir so zusammenleben, dass sowohl für den Einzelnen als auch für die Gesellschaft als Ganzes ein möglichst ausgewogenes, sinnvolles und erfülltes Leben möglich wird?

Einwanderungszeiten sind für eine Gesellschaft immer eine Zeit der Instabilität und eine besondere Herausforderung.

Ein neues Familienmitglied – z. B. ein neugeborenes Baby – bedeutet immer auch, dass die Familie sich neu organisieren muss.

Eine Kirchengemeinde mit einem neuen Zuzugsgebiet wird überlegen müssen, welche Konsequenzen sich für das Gemeindeleben daraus ergeben.

Veränderungen können immer beides beinhalten: zusätzliche Anstrengungen und neue Möglichkeiten. Veränderungen können Angst auslösen und hoffnungsvolle Erwartungen wecken.

Es ist nicht einfacher, aber vielleicht wirkungsvoller, wenn an der Gestaltung der Veränderungen möglichst viele mitdenken, mitplanen und mitwirken.

Je besser es gelingt, die Hinzukommenden dabei einzubeziehen, desto eher werden diese ein Zugehörigkeitsgefühl entwickeln können. Und beide Gruppen werden durch die gemeinsamen Bemühungen ganz nebenbei auch ein Gespür dafür entwickeln, wie sich die Situation in den Augen der jeweils anderen Seite darstellt.

„Integration“ ist ein permanenter Prozess, aber es wechseln zum Glück durchaus stürmische Umbruchphasen sich auch ab mit ruhigeren Zeiten.

„Gut Ding will Weile haben.“ Integration braucht Zeit. Aus früheren Jahrhunderten stammt der folgende Spruch im Hinblick auf Auswanderer/Einwanderer:

*„Den Ersten der Tod,
den Zweiten die Not,
den Dritten das Brot.“*

Wir können zuversichtlich hoffen, dass wir seit dem 17., 18. und 19. Jahrhundert einiges hinzugelernt haben und dass uns das gemeinsame Zusammenleben nicht erst nach zwei Generationen gelingt. Aber Gelassenheit und Geduld sind sicher nicht die schlechtesten Eigenschaften bei den Bemühungen um Integration.

8. Willkommen in unserer Kirchengemeinde

Was können wir tun, damit Aussiedlerinnen und Aussiedler erkennen, sie sind in der Kirchengemeinde willkommen?

**Wir können Aussiedlerinnen und Aussiedler wahrnehmen.
Wir können ihnen begegnen.
Wir können miteinander etwas tun.**

8.1 Wahrnehmung

8.1.1 Wahrnehmung als Voraussetzung

Unsere Sprache gibt einen Hinweis:

Wir sagen: „Das ist ein angesehenener Mann.“ Und wir meinen damit, dass er von vielen geachtet und geschätzt wird.

Wir sagen: „Das ist eine viel gefragte Frau.“ Und wir drücken damit aus, dass diese Frau als kompetent und hilfsbereit angesehen wird.

„Ansehen“ und „Fragen“: Wahrnehmen und Ansprechen, Zuwendung und Kommunikation sind gute Anknüpfungspunkte.

8.1.2 Was beeinflusst unsere Wahrnehmung?

Was wir sehen und wie wir etwas sehen, wird von verschiedenen Seiten beeinflusst: von unserem Wissen, von unserer Einstellung, von Wünschen, Ängsten und auch von unseren Vorurteilen.

Zwei oft zitierte Sätze weisen darauf hin:

Saint-Exupéry lässt in seiner Erzählung „Der kleine Prinz“ den Fuchs zum kleinen Prinzen sagen: „Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“

Und ein indianisches Sprichwort sagt: „Beurteile keinen Menschen, eh du nicht einen Mondumlauf in seinen Mokassins gegangen bist.“

Informationen können uns helfen bei der Wahrnehmung. Manche Verhaltensweisen verstehen wir besser, wenn wir die Hintergründe kennen.

„Mit dem Herzen sehen“ bewirkt, dass der Gesehene das Gefühl vermittelt bekommt, ernst genommen zu werden. Sich gedanklich in die Situation des Gegenübers zu versetzen, das erweitert die empathischen Fähigkeiten und kann dadurch das Verstehen der Fremden erleichtern.

8.1.3 Wie sind Aussiedler/innen in unserer Gemeinde aufzufinden?

Von der Landesaufnahmestelle für Baden-Württemberg in Empfingen wird die Verteilung der angekommenen Aussiedler/innen auf die einzelnen Landkreise so

vorgenommen, dass, bei Berücksichtigung der zwei Kategorien „Bevölkerungsdichte“ und „Größe des Territoriums“, im ganzen Land eine ziemlich gleichmäßige Verteilung erreicht wird.

Das heißt: Es gibt keinen Landkreis ohne Aussiedlerinnen und Aussiedler.

- **Das Landratsamt als Auskunftsstelle**
Das jeweilige Landratsamt ist als „Untere Eingliederungsbehörde“ zuständig für die Aussiedlerinnen und Aussiedler im ganzen Landkreis. Dort kann man erfahren, an welchen Orten Aussiedler leben.
- **Kindergärten und Schulen**
Auch sie sind mögliche Informationsquellen. Man kann sich dort natürlich keine Einzeldaten abholen (Datenschutz), aber man kann dort erfahren, ob und in welchem Ausmaß Aussiedlerkinder zu diesen Einrichtungen gehören.
- **Pfarramtskartei**
Die Pfarrämter bekommen vom Einwohnermeldeamt die Daten der evangelischen Neuzugezogenen. Das geschieht zwar in den meisten Fällen mit zeitlicher Verzögerung und die Aussiedlereigenschaft wird nirgends vermerkt, aber die angegebenen Geburtsorte können ein Hinweis sein.
- **Diakonische Bezirksstellen (DBS)**
Die Mitarbeiter/innen in den Diakonischen Bezirksstellen haben einen guten Überblick darüber, wo im Kirchenbezirk Aussiedler/innen wohnen. Sie wissen auch, welche Probleme es in diesem Zusammenhang gibt, welche Hilfen sinnvoll sind und was bereits getan wird.
Sie können auch beraten, wenn man sich im Aussiedlerbereich engagieren möchte. In vielen Städten sind sie die kompetenten Begleiter/innen der Aussiedler-Freundeskreise. Bei ihnen kann man sich auch erkundigen, wenn Fragen zur formalen Situation der Aussiedler und Aussiedlerinnen auftauchen.
- **Ortsverband der Landsmannschaft**
In manchen Landkreisen gibt es einen Ortsverband der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e.V.

*Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V.
Raitelsbergstraße 49, 70188 Stuttgart
Telefon: 0711 / 166 59-0, Fax: 0711 / 286 44 13*

Auch bei diesen Ortsverbänden kann man etwas über ortsansässige Aussiedler und ihre Familien erfahren.

8.2 Begegnungen – Orte und Gelegenheiten

Begegnungen sind ein weiterer Schritt, um sich gegenseitig kennen zu lernen und voneinander etwas zu erfahren. Daher soll im Folgenden von Orten und Gelegenheiten zu Begegnungen die Rede sein. Dabei soll jeweils auch auf Besonderheiten hingewiesen werden, die sich dabei ergeben können, und ein paar Hintergrundinformationen sollen das Verstehen erleichtern.

8.2.1 Gottesdienst

- Was Aussiedlern zu schaffen macht

Es sind überwiegend ältere Aussiedlerinnen und wenige ältere Aussiedler, die zum Gottesdienst kommen, aber dann meist in einer großen Treue Sonntag für Sonntag. Für viele von ihnen ist es aber befremdlich, dass wir die Lieder so rasch singen. Sie sind der Meinung, dass dann das Herz gar nicht so richtig dabei sein könne.

Auch dass der Pfarrer, die Pfarrerin die Gebete offensichtlich abliest, statt dass er/sie aus dem Herzen betet, macht sie stutzig. Sie befürchten: Vielleicht kann er/sie gar nicht beten!

Bei der Predigt fehlt ihnen die seelsorgerliche Ansprache an den Einzelnen, der Ruf zur Bekehrung.

Beim Abendmahl glauben manche der frommen Aussiedler feststellen zu können, dass in Deutschland die Bibel nicht mehr ernst genommen wird, weil statt Wein Traubensaft verwendet wird. Auch hier besteht Erklärungsbedarf.

Das alles trifft vor allem auf Aussiedler/innen zu, die aus kleinen Gemeinden mit „brüderischer Tradition“ zu uns kommen. Eine Einladung ins Gemeindehaus oder Pfarrhaus zu Kaffee und Kuchen und zu einem Gespräch über unsere Gottesdienste kann die angstbesetzten Vermutungen der Gottesdienstbesucher/innen ansprechen und im günstigsten Fall sogar korrigieren.

- Die Frauen mit dem Kopftuch

Viele der älteren Aussiedlerinnen sind als Gottesdienstbesucherinnen leicht zu erkennen: Sie betreten eine Kirche, einen Gottesdienstraum nie ohne Kopftuch. Sie berufen sich darauf, dass es in der Bibel so geschrieben steht. (1. Korinther 11,5)

Es irritiert sie, dass die einheimischen christlichen Frauen in Deutschland trotz der Ermahnung des Apostels Paulus ohne Kopfbedeckung in die Kirche gehen. Auch daraus leiten manche leider die (unzutreffende) „Erkenntnis“ ab, die Christen in Deutschland hätten die Bibel „geschmissen“, sie nähmen die Bibel nicht mehr ernst.

Deutsche Reisegruppen erleben in Russland, dass die teilnehmenden Frauen bei der Besichtigung orthodoxer Kirchen ebenfalls aufgefordert werden, die Kirche nur mit einer Kopfbedeckung zu betreten.

- Was Paulus den Korinthern schrieb

Es hilft diesen Menschen nicht weiter, wenn in Gesprächen nur die veränderten Sitten und Gebräuche als Argument herangezogen werden. Ihre Ängste sitzen tiefer. Sie haben Angst, schuldig zu werden. Der Gewissenskonflikt wird dann noch größer, wenn die erwachsenen Töchter und die Enkelinnen das Kopftuch ablegen. Manche denken dann, dass sie in ihrer Erziehung etwas falsch gemacht haben.

Manche Großmütter haben aber auch bekümmert erzählt, dass Tochter oder Enkelin sie unter Druck setzen und versuchen, die Oma vom Kopftuch abzubringen: „Oma, so geht hier kein Mensch in die Kirche!“

Es ist dann wichtig, die älteren Frauen darin zu bestärken, dass sie ihrem eigenen Gewissen folgen dürfen und sich nichts einreden lassen müssen. Es ist aber auch wichtig, dass sie Tochter und Enkelin gewähren lassen können ohne die Angst, nun seien diese vom rechten Weg abgewichen.

Im Gespräch mit einem russlanddeutschen Predigerbruder half zum Beispiel ein intensives Suchen im Römerbrief. Einigkeit bestand darüber, dass Paulus im Römerbrief der Gemeinde alles das geschrieben hat, was für seinen Glauben und seine Verkündigung von besonderer Bedeutung war, dass er im Brief an die Gemeinde in Rom seine ganze Theologie entfaltet hat. Über die Kopfbedeckung der Frauen ist dort aber nichts zu finden.

Das hat zumindest die Frage zugelassen, ob diese geistliche Ermahnung des Apostels Paulus vielleicht nur für die Gemeinde in Korinth – aus seelsorgerlichen Gründen – wichtig war.

Wichtigstes Ziel bei diesem Gespräch war, bei dem Predigerbruder um Vertrauen zu werben. Er sollte hören, dass auch wir Christen in Deutschland die Bibel ernst nehmen und dass wir mit Gottes Wort nicht willkürlich umgehen.

- Zum ersten Mal im Gottesdienst

Vielen Aussiedlerinnen und Aussiedlern sind Gottesdienste überhaupt fremd. Bei den „Aufbauwochen“ hatten wir immer Teilnehmerinnen und Teilnehmer dabei, die zum ersten Mal in ihrem Leben in einem Gottesdienst waren, auch 60-Jährige und Ältere waren darunter.

Es ist gut, wenn man dann auch an die ganz praktischen Dinge denkt. Woher weiß die Gemeinde, welches Lied gesungen wird? Hier ist ein Hinweis auf die Anschlagtafel für die Lieder und den Psalm sinnvoll angebracht.

Übrigens sollte man dann auch darauf hinweisen, dass das „Ehr sei dem Vater und dem Sohn ...“ im Anschluss an den Psalm nicht angeschlagen ist!

Auch das Friedenslied: „Verleih uns Frieden gnädiglich ...“ vor dem Segen wird meistens weder angeschlagen noch von der Orgel intoniert. Die Gemeinde setzt sofort ein.

Und noch eine Frage, die manche beschäftigt: „Was muss man eigentlich ganz am Anfang beten, wenn man in die Kirche hineinkommt. Uns fällt auf, dass die Leute immer erst in der Bank stehen bleiben und beten.“

Wie die Aussiedler sind ja auch wir Einheimischen leicht zu verunsichern, wenn um uns herum alle „das Richtige“ tun und nur wir selber nicht Bescheid wissen. Wenn wir uns an solche Situationen erinnern, dann können wir aus eigener Erfahrung bestätigen: Solche Unsicherheit trägt nicht gerade dazu bei, dass wir uns an einem Ort wohl fühlen.

- Eine Arbeitshilfe, die sich bewährt hat

Die Aussiedlerseelsorge der EKD bietet in ihrer Materialliste das kleine Büchlein an:

„Komm mit, ich zeig dir meine Kirche“

Der evangelische Gottesdienst (deutsch/russisch) Format: DIN A 6

Das Büchlein richtet sich eigentlich an Kinder, enthält farbige Illustrationen, ist zweisprachig und eignet sich wunderbar als Mitbringsel bei Besuchen. Gerade weil es sich so deutlich an Kinder richtet, können Erwachsene es betrachten ohne die Angst, dadurch als „dumm“ abgestempelt zu werden. Das Büchlein führt durch den evangelischen Gottesdienst, es enthält die liturgischen Stücke auf Deutsch und auf Russisch und es kann zu einem brauchbaren „Türöffner“ werden.

Gute Erfahrungen habe ich gemacht, wenn ich mir das Vaterunser auf Russisch habe vorlesen lassen, mit der Begründung, ich wolle es gerne auch auf Russisch kennen lernen.

Im Gegenzug habe ich das Vaterunser dann auf Deutsch vorgelesen.

Von jemandem, der einer Rumänin Privatunterricht in Deutsch gegeben hat, habe ich den Tipp erhalten, mit den Aussiedlern bei unseren Aufbauwochen überhaupt die liturgischen Stücke einzuüben. Die Sicherheit des Einzelnen und das Zugehörigkeitsgefühl beim Gottesdienst nehmen deutlich zu, wenn man mitbeten, mitsingen kann.

8.2.2 Kasualien

Für Pfarrer und Pfarrerrinnen sind die Kasualien eine weitere Gelegenheit zur Begegnung mit Aussiedler/innen.

Schon bei den Anmeldungen zu Trauung, Taufe oder Beerdigung gibt es ein erstes Gespräch (vielleicht nur mit Hilfe eines Familienmitgliedes, das übersetzen kann). Traugespräch, Taufgespräch oder das Gespräch im Blick auf die Beerdigung sind weitere Begegnungen, und dies in einer Zeit besonderer emotionaler Betroffenheit der neuen Gemeindeglieder. Das kann den Bezug zur Gemeinde herstellen und vertiefen.

- Andere Traditionen einerseits – fehlende Traditionen andererseits
Allerdings ergeben sich in diesem Zusammenhang für Pfarrerinnen und Pfarrer auch manchmal ungewöhnliche Situationen.

Es kann vorkommen, dass jemand abends im Pfarramt erscheint – oft ist es die Großmutter – mit der Bitte, Tochter oder Sohn seien gerade mit dem Enkelkind zu Besuch da. Das Kind sei noch nicht getauft. Nun möchte sie gerne, dass der Pfarrer das Kind am nächsten Tag taufen soll. Besonders in früheren Zeiten ist das an vielen Orten im Herkunftsland durchaus so üblich gewesen.

Es ist auch schon vorgekommen, dass Hochzeitsgäste bei einer Trauung in der Kirche hin und her gegangen sind, raus und wieder rein (etwa, um eine Zigarette zu rauchen).

In orthodoxen Kirchen kann man dieses Hin und Her überall beobachten, und selbst kirchliche Reisegruppen aus Deutschland verhalten sich entsprechend. Sie betreten eine orthodoxe Kirche trotz des gerade stattfindenden Gottesdienstes. Sie gehen herum, weil sie die herrlichen Ikonen sehen möchten und die wunderbaren Fresken, und nach der Besichtigung verlassen sie die Kirche wieder.

Es kann für die Russlanddeutschen eine Hilfe sein, wenn beim Traugespräch auch über das bei uns eigentlich übliche Verhalten informiert wird. Das vermindert die Scheu, man könne sich blamieren.

Beerdigungen laufen in den Herkunftsländern anders ab als bei uns. Für die Angehörigen kann es eine große Hilfe sein, wenn sie berichten können, wie die Beerdigungen im Herkunftsland abgelaufen sind.

In manchen hiesigen Gemeinden wird für die Beerdigung des verstorbenen Aussiedlers dann einiges aus dieser Tradition übernommen.

In größeren Städten kann das allerdings erschwert sein durch die straffen Zeitvorgaben der Friedhofsverwaltung.

- Hinweis auf Arbeitshilfen
Die Aussiedlerseelsorge der EKD in Hannover hat zu all diesen Fragen Arbeitshilfen für Pfarrerinnen und Pfarrer herausgegeben.

*Aussiedlerseelsorge in der EKD, Postfach 210220, 30402 Hannover
Über die Internetadresse: www.aussiedler-seelsorge.de kann man eine ausführliche Materialliste einsehen und herunterladen.
Auch Bestellungen sind über das Internet möglich.*

8.2.3 Konfirmandenunterricht

- Auch manche Erwachsenen möchten konfirmiert werden.
Viele Aussiedler sind weder getauft noch konfirmiert und lassen sich gerne darauf ansprechen und zu einem Konfirmandenunterricht einladen. Das hängt

nicht immer mit einem religiösen Bedürfnis zusammen, sondern oft mit mitgebrachten „Ordnungsvorstellungen“. Man ist der Meinung, in Deutschland gehöre sich das so, und möchte das gerne in Ordnung bringen.

Es wäre ein Jammer, diese Gelegenheit ungenützt zu lassen. An vielen Orten in unserer Landeskirche wurde daher schon ein eigener Konfirmandenunterricht abgehalten für solche Aussiedlergruppen, und viele der Unterrichtenden haben eindrücklich und erfreut davon berichtet.

Typisch war der Bericht eines Pfarrers, der erzählte, er habe mit zwei Personen angefangen, einem jungen Erwachsenen und einem Jugendlichen, zur zweiten Konfirmandenstunde kamen die Mutter des einen und deren Schwester dazu. Im Laufe der Zeit erweiterte sich der Kreis immer mehr, schließlich wurden 14 Personen konfirmiert.

- Hinweis auf Arbeitshilfen

Auch für den Konfirmandenunterricht mit Russlanddeutschen gibt es gutes Arbeitsmaterial und Arbeitshilfen. Eine Auflistung ist ebenfalls in der Materialliste der „Aussiedlerarbeit der EKD“ zu finden.

8.2.4 Hausbesuche

- Dauer des Besuches, Bewirtung

Besuche des Gemeindepfarrers, der Pfarrerin werden von den meisten Aussiedler/innen als große Ehre und Freude empfunden. Da solche Besuche nach Ansicht der Besuchten aber etliche Stunden dauern sollten und aus tradierter Gastfreundschaft immer eine Bewirtung improvisiert wird, sind für die Hauptamtlichen die Kapazitätsgrenzen eng gezogen.

Da sind die Besuche der Ehrenamtlichen sowohl im ÜWH als auch bei Aussiedlern, die schon in einer Wohnung leben, ein wichtiger „Brückendienst“. Wenn Aussiedlerinnen und Aussiedler Kontakt zur Kirchengemeinde bekommen und dort heimisch werden, dann ist das in vielen Fällen solchen Besuchsdiensten zu verdanken.

Viele dieser engagierten Ehrenamtlichen haben bei „Fortbildungstagen für Ehrenamtliche in der Aussiedlerarbeit“ betont, sie hätten ursprünglich einfach etwas für die Aussiedler und Aussiedlerinnen tun wollen, aber sie wären sich dann auch bald selber als Beschenkte vorgekommen.

- Keine Schuhe in der Wohnung

Das gehörte im Herkunftsland zum guten Benimm, und wer eine Weile dort war und manche der Straßen dort erlebt hat, der weiß auch, dass es gute Gründe dafür gibt.

Viele Russlanddeutsche behalten diese Sitte auch hier ganz selbstverständlich bei. Viele tolerieren inzwischen aber auch, dass wir Einheimischen die Wohnung mit Schuhen betreten. Am sichersten ist es, diese Frage einfach gleich offen anzusprechen: „Soll ich die Schuhe ausziehen?“

- Der Fernseher läuft
In einigen Familien läuft der Fernseher den ganzen Tag und es kann durchaus vorkommen, dass niemand daran denkt, ihn auszuschalten. Auch in diesem Fall ist es am sinnvollsten zu fragen, ob der Fernseher vielleicht ausgeschaltet werden könnte. Wenn man die Bitte mit der eigenen Schwierigkeit begründet, bei laufendem Gerät einem Gesprächspartner zuzuhören, dann wirkt die Bitte nicht wie ein versteckter Tadel.

8.2.5 Übergangwohnheim (ÜWH)

- Russlanddeutsche sind keine homogene Gruppe
Wenn es am Ort ein Übergangwohnheim gibt, dann sind Aussiedlerinnen und Aussiedler am leichtesten zu finden. Manche dieser ÜWH liegen aber leider etwas abseits oder sie befinden sich in der Nähe von Industriegebieten, man muss sie dann im Wortsinn „aufsuchen“.

Heute – nach dem neuen Zuwanderungsgesetz – werden wir in den Wohnheimen immer öfter eine gemischte Belegung vorfinden: Asylbewerber, Personen mit einer Duldung, Spätaussiedler. Deshalb ein Hinweis: Was hier im Blick auf Aussiedlerinnen und Aussiedler gesagt wird, das lässt sich weitgehend auch auf die anderen Personengruppen übertragen. In vielerlei Hinsicht gleichen sich die Schwierigkeiten.

Es gibt einen Aspekt, den wir bei einer gemischten Belegung sogar schneller erfassen.

Wenn Menschen mit unterschiedlichem Rechtsstatus, aus verschiedenen Nationen, mit jeweils eigenem kulturellem Hintergrund im ÜWH zusammenwohnen, dann ist uns sofort klar, dass es sich nicht um eine homogene Gruppe handeln kann.

Wohnen in einem ÜWH dagegen fast ausschließlich russlanddeutsche Aussiedler, verfallen wir leicht dem Irrtum, wir hätten es hier mit „Gleichen“ zu tun. Wir übersehen dabei die riesige Ausdehnung der Herkunftsländer. Auch die Russlanddeutschen unter sich sind keine homogene Gruppe.

Wer aus Südkasachstan kommt, ist für die Aussiedlerfamilie aus Wladiwostok ein Fremder, und wer aus der Westukraine kommt, grenzt sich erst einmal ab von den fremden Nachbarn im ÜWH, die aus dem Ural gekommen sind.

- Aufsicht (ein besonderes Problem)
Da im ÜWH erwachsene Menschen und normale Familien wohnen, konnte man aus Sicht der Behörden selbstverständlich davon ausgehen, dass es keiner Personen bedarf, die, wie in einer Jugendherberge, notfalls auch nachts Aufsichtsfunktionen übernehmen.

Es gibt im Wohnheim die Verwaltungsstelle, es gibt einen Hausmeister, und fast immer hat auch die Sozialberatungsstelle eines Wohlfahrtsverbandes ein Büro im ÜWH.

Tagsüber ist für alles bestens gesorgt.

Aber abends, nach den normalen Dienstzeiten, und am Wochenende sind die Bewohner ohne Bezugsperson unter sich und darin liegt das Problem.

Bei vielen Gesprächen habe ich immer wieder von Aussiedlern erzählt bekommen, wie schwierig die Situation dadurch im ÜWH sein kann.

Kaum jemand getraut sich, Einspruch zu erheben, wenn es nachts unerträglich laut wird, wenn Jugendliche Krawall machen, wenn Betrunkene den Heimweg nicht finden oder wenn Streit ausbricht und Beschimpfungen durch die Flure hallen. Besonders Aussiedler, die im Herkunftsland Stadtbewohner gewesen waren, hatten dort gründlich gelernt, dass jede Einmischung gefährlich werden konnte.

Bei Reisen in die Russländische Föderation habe ich mich bei Hausbesuchen oft gewundert über den Kontrast zwischen total verahrlosten und verdreckten Treppenhäusern und den blitzsauberen und hübsch eingerichteten Wohnungen.

Mir wurde als Erklärung immer wieder gesagt, das Treppenhaus ginge sie nichts an und sogar das Reinigen des eigenen Treppenabschnitts (also schwäbische Kehrwoche!) könnte von anderen Bewohnern als Einmischung verstanden werden und Konflikte schaffen.

Eigeninitiative war im alten System der Herkunftsländer nicht unbedingt gewollt. Immer war erst eine ausdrückliche Beauftragung durch eine höhere Instanz nötig, um intervenieren zu können, denn nur diese stattete einen mit der notwendigen Autorität aus.

Bei einer durchschnittlichen Verweildauer im ÜWH von einem Jahr oder mehr bedeutet das für die einen: Die Nächte und Wochenenden werden leidend ausgehalten. Für die anderen, vor allem für männliche Jugendliche, heißt dies, dass sie in den entscheidenden ersten Monaten die Grenzen nicht aufgezeigt bekommen. Solche Grenzen sind für das Zusammenleben in einem Gemeinwesen jedoch unverzichtbar.

Sie werden orientierungslos gelassen in einer Zeit, in der sie Handlungskompetenz erst neu erwerben müssen. Verhaltensmuster, die sie vielleicht im Sprachkurs theoretisch aufgezeigt bekommen, sollten ihnen ergänzend dazu auch ganz praktisch im Alltag abverlangt werden. Eine Aufsicht im ÜWH, ausgestattet mit Autorität, könnte gerade den Jugendlichen helfen, sich besser in der ihnen noch unbekanntem Gesellschaft zurechtzufinden.

Die Folgen dieser Unterlassung sind nur schwer zu korrigieren.

Auch hier sind die Kosten das große Hindernis, aber mit hoher Wahrscheinlichkeit entstehen durch die Kostenvermeidung jetzt umso höhere soziale Folgekosten in der Zukunft.

- Kinder im Übergangwohnheim – Kinder im Herkunftsland
Von einem anderen Problem haben Freundeskreise immer wieder berichtet. Vor allem den einheimischen Frauen in den Freundeskreisen ist die Situation

der Aussiedlerkinder aufgefallen. Die Wohnräume im ÜWH sind eng, die Kinder findet man meistens auf den Fluren, im Treppenhaus oder im Freien. In der Regel sind sie sich da selbst überlassen.

An manchen Orten haben Ehrenamtliche aus den Freundeskreisen dann in Verbindung mit der Verwaltung einen Raum für die Kinder eingerichtet und Betreuungszeiten angeboten.

Sie wurden dabei von der Hoffnung geleitet, die eine oder andere der Aussiedlermütter könnte sich nach einer Zeit des Übergangs und Eingewöhnens auch daran beteiligen und der Anstoß könnte zu einem Selbsthilfeunternehmen hinführen. Aber diese Hoffnung erfüllt sich leider nur selten.

Manche Freundeskreise resignieren dann, und die oft viel beschäftigten einheimischen Frauen, die nur durch ein straffes eigenes Zeitmanagement solche Kinderbetreuung möglich machen können, äußern ihren Unmut über die Untätigkeit der Aussiedlermütter.

Die Ursache für das unbeteiligte Verhalten der Aussiedlermütter liegt mit hoher Wahrscheinlichkeit auch hier nicht in der unterstellten Bequemlichkeit oder Gleichgültigkeit, sondern wieder in der Scheu vor Verantwortungsübernahme.

Ein direktes Ansprechen der einen oder anderen Aussiedlermutter, das allmähliche Einbeziehen in die laufenden Angebote, das Beibehalten einer grundsätzlichen Bereitschaft zur Begleitung und Unterstützung der betreffenden Frauen sowie eine ausführliche Information über den Umfang und die Grenzen der Aufsichtspflicht können den Aussiedlerfrauen Mut machen und sie hereinwachsen lassen in die ungewohnte Aufgabe.

Das alles kann natürlich nur in enger Absprache mit der Verwaltung geschehen. Ohne deren Einverständnis ist nichts zu machen. Dort, wo ein Wohlfahrtsverband das ÜWH betreut, wird überhaupt ein Gespräch mit deren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der unverzichtbare erste Schritt sein.

An manchen Orten haben die Verantwortlichen eine erfolgreiche Alternativlösung gewählt. Sie haben im ÜWH Räume für die Kinderbetreuung eingerichtet und eine Aussiedlerin, die von Beruf Lehrerin oder Erzieherin war, (stundenweise) angestellt. Das Hauptproblem bei dieser Initiative ist leider auch wieder die Finanzierungsfrage.

Neben der Scheu vor Verantwortungsübernahme könnte für die Mütter im Übergangwohnheim noch eine weitere Ursache eine Rolle gespielt haben und spielen.

Es ist in den Herkunftsländern nicht üblich gewesen, dass Erwachsene gemeinsam mit den Kindern spielen oder basteln, sich eigens mit ihnen beschäftigen. Die wenigsten Mütter bringen daher eigene Erfahrungen aus diesem Bereich mit. In den Herkunftsländern hat in der Regel die Beschäftigung der Kinder in den Ganztagschulen stattgefunden und war Sache der Lehrerinnen und Lehrer oder der Fachkräfte in den Kindertagesstätten.

Zur Situation der Kinder in den Herkunftsländern noch einige persönliche Eindrücke:

In den Herkunftsländern findet das Leben hauptsächlich im Freien statt, viel häufiger als bei uns in Deutschland.

In Russland findet man fast in jeder Ortschaft kleine oder große Parkanlagen und Plätze, wo immer Betrieb herrscht, selbst im Winter. Dort begegnet man auch fast zu jeder Zeit Kindern und Jugendlichen. Meistens gibt es genug Bänke. Da sitzen die Erwachsenen, tagsüber vor allem die Großmütter, die Babuschkas. Die Kinder quirlen herum, die Jugendlichen fahren Rad, Roller, Skaten, sitzen auf Treppen und Mauern oder stehen zusammen, rauchen, reden, lachen und treiben allerhand Schabernack. Es wird Mitgebrachtes gegessen und getrunken, auch Fremde werden freundlich dazu eingeladen, man spricht miteinander.

Manchmal sind auf diesen Plätzen alte Kanonen, Panzer, Militärfahrzeuge und Flugzeuge aufgestellt. Die Kinder vergnügen sich damit und turnen daran herum. Das ist durchaus erwünscht. Sie sollen auf diese Art früh eine Beziehung bekommen zu den Helden des Landes.

Sehr selten bin ich Erwachsenen begegnet, die mit Kindern etwas gespielt haben. Auch bei Familienfesten habe ich nie erlebt, dass es ein Programm gegeben hätte für die zahlreiche Kinderschar. Sie sind – bis spät in die Nacht – immer dabei, sie gehören einfach und selbstverständlich dazu, aber es bleibt ihnen selbst überlassen, wie sie sich beim Fest vergnügen.

Tanzen, Singen, Musik machen spielt eine große Rolle bei jedem Zusammensein, und die Kinder sind dabei und machen es einfach den Großen nach. So wachsen sie von klein auf in diese Traditionen hinein.

Bei Familienaufbauwochen mit Aussiedlerfamilien, die wir jährlich im Allgäu veranstaltet haben, gab es von Seiten der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen immer ein sorgfältig geplantes Dauerkonzept mit dem Ziel, Kinder und Erwachsene zu gemeinsamem Tun zusammenzubringen.

Wir haben für Kleine und Große gemeinsame Spielnachmittage und Spielabende veranstaltet, wir haben miteinander gebastelt (z.B. Laternen für den Laternenumzug), wir haben Sprichwörter szenisch dargestellt, die von den anderen erraten werden mussten, und, und ...

Das war etwas ganz Neues für die Eltern und wurde von ihnen auch zunächst sogar als Zumutung empfunden. Wir erlebten aber regelmäßig, dass sie hinterher großen Spaß daran gehabt hatten und das auch deutlich sagten.

Manche haben Jahre später bei Begegnungen noch mit strahlenden Augen davon erzählt.

- Frauen und Männer im Übergangwohnheim

Da im mitgebrachten traditionellen Rollenverständnis die Sorge um den Haushalt reine Frauensache ist, haben diese in der Regel von Anfang an jede Menge zu tun. Sie müssen sich mit den Gegebenheiten vertraut machen (Wie funktioniert die Waschmaschine im Keller? Wo kauft man günstig ein? Wo findet man einen Kinderarzt, ...?). Sie sind mit der täglichen Hausarbeit beschäftigt und häufig sind auch die Behördengänge ihre Sache.

Das Aufsuchen der Ämter war bereits im Herkunftsland ihre Aufgabe gewesen. Vielleicht, weil man annahm, es falle den Frauen leichter, als Bittstellerin dazustehen, und weil sie vielleicht einen Gesichtsverlust eher wegstecken können. Die Idee, im Bürger einen Kunden zu sehen, ist drüben noch nicht allzu weit verbreitet, wer „über den Stempel verfügt“, hat auch viele Möglichkeiten, Macht auszuüben. Aber Frauen können auch als „Bittstellerinnen“ oft gleichzeitig unglaubliche Kämpferinnen sein für das Wohl ihrer Familie.

Den Männern ist durch die Aussiedlung ihr Terrain weggebrochen. Es gibt keine Gartenarbeit mehr und keine Hasenställe, keine Ziegen oder Schweine, die zu versorgen sind, und keine improvisierte Werkstatt, in der das Auto mit großem Geschick wieder funktionstüchtig gemacht werden kann.

Auf dem Arbeitsamt macht man ihnen wenig Hoffnung auf einen Arbeitsplatz und die Arbeit mit den Sprachlektionen aus dem Sprachkurs ist eine mühsame Plagerei, wenn man seit langer Zeit die Schule hinter sich gelassen hat.

Das ohnehin angeknackste Selbstbewusstsein wird dadurch noch mehr in die Tiefe gedrückt.

Welche sinnvollen Betätigungsmöglichkeiten kann man den Männern anbieten? Das ist eine Frage, der sich manche Freundeskreise stellen.

Männergesprächskreise werden angeboten, Schachdecken eingerichtet, Dominospiele angeschafft, Kontakte zu Sportvereinen vermittelt, ...

Von einem Übergangwohnheim weiß ich, dass sie dort – vor allem für Männer – eine Werkstatt eingerichtet haben mit gespendetem Werkzeug, mit einer richtigen Werkbank usw. Dort können die Männer die viele Zeit sinnvoll verbringen, sie können Möbel vom Sperrmüll holen, reparieren und aufpolieren.

Bei einem Stadtfest sind sie sogar aufgetreten mit einem eigenen Stand und wunderschönen Holzarbeiten.

Ich freue mich immer noch an meinem Schlüsselanhänger mit dem elegant gemaserten Handschmeichler-Fisch aus verschiedenfarbigen Holzschichten.

8.3 Gemeinsames Handeln

8.3.1 Angebote, Aktivitäten, Erfahrungen

In der ersten Zeit ihres Hierseins ist Beratung und Begleitung für die Aussiedler und Aussiedlerinnen eine wichtige Unterstützung. Die meisten haben jedoch den Wunsch, aus dieser „Betreuungssituation“ möglichst bald wieder herauszukommen.

Das Gefühl des „Dazugehörens“ kann sich vor allem dann einstellen, wenn sie nicht nur im Blick auf spezifische Aussiedlerbelange mitbeteiligt – und schließlich ausschlaggebend – sind, sondern wenn sie auch gemeinsam mit den „Einheimischen“ an der Gestaltung des ganz normalen Zusammenlebens beteiligt werden.

Oft steht dabei leider für viele hauptamtliche und ehrenamtliche Mitarbeiter/innen der Kirchengemeinden eine ernüchternde Erfahrung im Vordergrund:

- „Wir laden ein, aber sie kommen nicht.“

Aussiedler und Aussiedlerinnen sind über Abkündigungen im Gottesdienst, über Einladungsplakate und Handzettel kaum zu erreichen. Sie reagieren in der Regel nicht einmal auf Plakate und Handzettel, die auch auf Russisch verfasst sind.

Das ist eine enttäuschende Erfahrung, die in vielen Gemeinden gemacht wird. Am erfolgreichsten scheint es zu sein, wenn – ergänzend zu einer persönlichen und mündlichen Einladung – auch noch ein Abholdienst eingerichtet wird.

Manche Einheimischen scheuen sich davor.

Es ist nicht so sehr der zeitliche Aufwand, der sie davon abhält, sondern mehr der Respekt vor der Entscheidungsfreiheit des Einzelnen. Sie sind besorgt, solch ein Abholen könnte sich als Nötigung auswirken.

Diese Gefahr lässt sich aber weitgehend vermeiden, wenn schon bei der mündlichen Einladung nachgefragt wird: „Soll ich Sie abholen?“

Wer selber schon einmal in einer ihm völlig fremden Umgebung eingeladen war und keine Ahnung hatte, wie man sich dort verhält, was dort auf einen zukommt, der weiß, wie angenehm es in solchen Situationen ist, einen erfahrenen Begleiter dabeizuhaben.

- Unbekanntes Gemeindeleben

In sowjetischer Zeit war den Gemeinden – so sie überhaupt toleriert wurden – außer den „religiösen Zusammenkünften“, den Versammlungen, alles andere verboten.

An den meisten Orten konnten die Christen sich überhaupt nur heimlich und abwechselnd in verschiedenen Wohnungen versammeln.

Gorbatschows „Perestroika“ und „Glasnost“ („Umgestaltung“ und „Offenheit“) brachten da und dort erste Erleichterungen und größere Freiheiten. Durch die „Millenniumsfeier“ im Jahr 1988 – Tausendjähriges Bestehen der Russisch-Orthodoxen Kirche – wurde auch der Spielraum für die anderen Konfessionen größer, und schließlich entstand 1990 mit dem „Religiösen Gesetz“ dafür auch eine offizielle Grundlage.

1991, nach dem Auseinanderbrechen der Sowjetunion, veränderte sich die Situation noch mehr in Richtung Freiheit für die Gemeinden.

Seit jener Zeit haben in manchen dortigen Gemeinden immer wieder Pfarrer aus dem Westen für kürzere oder längere Zeit den Seelsorgedienst übernommen. Das Gemeindeleben an solchen Orten wurde dadurch dem Leben in deutschen evangelischen Kirchengemeinden ähnlicher.

Die Evangelisch-Lutherische St. Georgs-Gemeinde in der Stadt Samara, der Partnerstadt der Stadt Stuttgart an der Wolga in der Russländischen Föderation, hatte schon zweimal hintereinander, jeweils für mehrere Jahre, einen württembergischen Pfarrer.

Pfarrer Rolf Bareis, jetzt Gemeindepfarrer in Königsbrunn, und Pfarrer Markus Schoch, jetzt Pfarrer an der Markuskirche in Sindelfingen.

Beide Pfarrer sind dazu bereit, Informationen weiterzugeben über die kirchliche Situation in der ELKRAS (= Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland und anderen Staaten).

Es bildeten sich Chöre, es begann eine Kinder- und Jugendarbeit, Bibelstunden werden seitdem abgehalten, Frauenkreise werden angeboten und in immer mehr Gemeinden entstehen diakonische Einrichtungen.

Den Aussiedlern und Aussiedlerinnen, die aus solchen Gemeinden nach Deutschland kommen, ist unser Gemeindeleben nicht mehr fremd. Oftmals waren sie dort sogar engagierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und wären durchaus bereit, dies auch in ihrer neuen Gemeinde zu sein. Sie haben aber nur selten den Mut, sich selber anzubieten. Man muss sie darauf ansprechen.

- Fehlende religiöse Sozialisation

Wenn wir als Kirchengemeinde Angebote machen und einladen zu gemeinsamem Handeln, dann müssen wir jedoch die Tatsache berücksichtigen, dass nur etwa 5–7% der ankommenden Aussiedler/innen etwas vom christlichen Glauben wissen. Dazu gehören die sehr frommen Russlanddeutschen mit brüderischer, pietistischer Tradition und dazu gehören die Christen, die aus den evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden kommen mit einem vergleichbaren Gemeindeleben.

Etwa 83–85% der zu uns kommenden evangelischen Aussiedlerinnen und Aussiedler hatten überhaupt keinen Kontakt zu einer Gemeinde und es fehlt ihnen auch jegliche religiöse Sozialisation. Die biblische Botschaft ist ihnen fremd, vom Inhalt der christlichen Feiertage haben sie keine Ahnung und sie haben auch keinerlei Vorstellungen, wie das Leben in einer Kirchengemeinde aussehen könnte.

Angesichts der Geschichte der Sowjetunion überrascht das nicht. Vielleicht ist es aber wichtig, dass wir dies auch begreifen.

Sie können kein Bedürfnis mitbringen nach etwas, das sie gar nicht kennen. Wenn wir ihnen Beheimatung in unserer Kirchengemeinde anbieten wollen, dann müssen wir ihnen vor allem die Möglichkeit geben, uns überhaupt erst einmal kennen zu lernen.

- Anknüpfen an Bedürfnissen

An welchen Bedürfnissen können wir anknüpfen?

Für die ankommenden Aussiedler/innen stehen die Bedürfnisse: Wohnung, Arbeit, Unterhalt, Rente, Sprachkurs und die Notwendigkeit einer Neuorientierung im Vordergrund.

Dem tragen die offiziellen Eingliederungsprogramme Rechnung.

Als Folge der wirtschaftlichen Schwierigkeiten in unserem Land sind diese Programme zwar vielfach gekürzt worden, aber grundsätzlich stehen hier die staatlichen Stellen in der Verantwortung. Das heißt sicher nicht, dass wir als Gesellschaft und Kirche diese Bedürfnisse beiseite lassen sollen.

Ergänzendes Engagement ist wichtig, aber die Politiker dürfen sich hier nicht schleichend aus ihrem Verantwortungsbereich entfernen.

Ein allgemein menschliches Bedürfnis ist der Wunsch nach Akzeptanz. Wenn nun jemand ganz neu in eine bestehende Gruppe, in eine Gesellschaft, eine Gemeinde kommt, dann ist er/sie in besonderer Weise darauf angewiesen, Akzeptanz zu erfahren. „Herzlich Willkommen“ kann niemand zu sich selber sagen.

Akzeptanz kann jedoch nicht befohlen werden. Sie kann nur gelebt werden und es kann für Akzeptanz geworben werden.

Akzeptanz fußt auf Einstellungen und Einsichten.

Begegnen wir Fremden, sind wir geneigt, zuerst einmal prüfend zu beobachten, ob der andere es auch wert ist, dass wir ihn oder sie akzeptieren.

Wir Christen leben aber davon und bekennen, dass Gottes „Ja“ zu uns Menschen allen Forderungen vorausgeht. Das könnte uns dazu ermutigen, auch unsererseits Akzeptanz als Vorleistung zu geben.

Wahrscheinlich weiß jeder von sich selber: Dort, wo ich Anerkennung finde, dort, wo ich akzeptiert werde, da fällt es mir auch leichter, mich in fremder Umgebung zurechtzufinden, da fühle ich mich wohler und da wird mein Wunsch stärker, dass ich dazu gehören möchte.

Das wirkt sich dann auch auf mein Verhalten aus.

Ein moderner Song von Clemens Bittlinger beginnt:

„Wir wollen aufstehn, aufeinander zugehn,
voneinander lernen, miteinander umzugehn ...“

(→ CD „Ich bin ... Worte Jesu“: Lieder und Meditationen,
SANNA SOUND Musikversand PF 1365, 55269 Klein-Winterheim)

Es tun sich viele Möglichkeiten auf, wenn wir aufeinander zugehen und „voneinander lernen, miteinander umzugehen“. Das geht sicher nicht von heute auf morgen, es werden oft kleine Schritte sein. Es braucht Geduld und einen langen Atem. Das gilt auch für die Einheimischen.

8.3.2 Unterstützung für die Einheimischen

Fremdheit besteht meistens gegenseitig.

Mir wurde das eindrücklich bewusst, als eine Japanerin bei ihrem ersten Deutschlandbesuch mir nach vierzehntägigem Aufenthalt eingestand, es sei ihr ganz schrecklich peinlich, alle Menschen seien so freundlich zu ihr, aber sie habe so große Mühe damit, dass sie uns einfach nicht auseinander halten könne. Wir in Deutschland sähen ja alle gleich aus!

Bis dahin war ich der Meinung gewesen, wir Deutschen hätten doch lauter unverwechselbare „Charakterköpfe“, nur die Japaner glichen sich so sehr und seien nicht auseinander zu halten.

- Berufsgruppen

Einige Berufsgruppen haben mehr oder weniger oft mit Aussiedlern und Aussiedlerinnen zu tun. Dazu gehören Pfarrer und Pfarrerinnen, Lehrer und Lehrerinnen (vor allem Lehrer/innen an der Berufsschule) und Beamte und Beamtinnen bei der Polizei. Informationen können ihnen helfen, eine Situation besser zu verstehen und angepasster mit ihr umzugehen.

Um einem oft auftretenden Missverständnis zu begegnen:

Eine Situation verstehen heisst nicht gleichzeitig auch, *sie so zu belassen*.

Es gibt mitgebrachte Verhaltensweisen, die mit unseren Werten kollidieren.

Die ausgeprägte Orientierung am Kollektiv hat manchmal als Schattenseite die Missachtung des Einzelnen.

Die Tradition einer strengen Hierarchie kann die Entwicklung eines eigenen Verantwortungsgefühls behindern.

Fehlende Rechtssicherheit kann die Tendenz fördern, sich auf eigene Faust und mit Einsatz von Gewalt das vermeintliche oder wirkliche Recht zu holen.

Das können mitgebrachte Einstellungen, Eigenschaften und Verhaltensweisen sein, die in unserer Gesellschaft zwar auch vorkommen, aber in unseren Grundwerten keinen Rückhalt finden und von der Gesellschaft nicht toleriert werden können, nicht toleriert werden sollten.

Bei der Suche nach einem Problemlösungskonzept können Hintergrundinformationen hilfreich sein.

- Freundeskreise

Auch Freundeskreise und Besuchsdienste brauchen Begleitung.

Fortbildungsveranstaltungen für die Ehrenamtlichen können auf vielerlei Situationen vorbereiten. Sie können einen Erfahrungsaustausch ermöglichen, aufgetauchte Probleme können besprochen werden, Irritationen vielleicht geklärt und Ideen weitergereicht werden.

Eine immer wieder auftauchende Frage ist: Wie kann ich auf Vereinnahmungs-

tendenzen reagieren?

Gemeindeglieder, die Kontakt aufnehmen zu Aussiedlerfamilien, geraten manchmal in Schwierigkeiten, weil sie das Gefühl haben oder weil sie es tatsächlich so erleben, dass zu viele Erwartungen auf sie zukommen.

Bei Besuchen wird der Wunsch oft deutlich geäußert: „Kommt bald wieder.“ Die Begrüßung beim nächsten Besuch kann dann enttäuscht lauten: „Weshalb seid ihr so lange nicht gekommen?“

Auch hier macht sich das unterschiedliche Zeitempfinden bemerkbar, die anders geartete Lebenssituation und die verschiedenen Sitten und Bräuche.

Es ist wichtig, den inneren Druck, der dadurch bei den Besuchern und Besucherinnen entstehen kann, nicht erst stillschweigend auszuhalten, sondern anzusprechen und sachlich zu erklären, weshalb nicht mehr Zeit zur Verfügung steht. Man kann ruhig auch erklären, dass man sich im Blick auf die Bewirtung lieber mit einer Tasse Tee begnügen würde.

Eine weitere Schwierigkeit kann darin bestehen, dass im Laufe der Zeit und im Zusammenhang mit dem wachsenden Vertrauen die Erwartungen der Besuchten in die Richtung einer umfassenden Freundschaft gehen. Die Besuchten deuten die verständnisvolle und freundliche Zuwendung falsch, und den Besuchern fällt es nicht leicht, mit diesen Erwartungen umzugehen.

Aussiedlern und Aussiedlerinnen sind „Besuchsdienste“ nicht bekannt. Sie können aus ihrer bisherigen Erfahrung nicht begreifen, dass die Zuwendung und Anteilnahme zwar wirklich echt ist, dass damit jedoch keine umfassende persönliche Freundschaft angeboten wird.

Das Ansprechen dieser Schwierigkeit wird selten möglich sein. Umso wichtiger ist es, dass die Besucherinnen und Besucher auf diesen Dienst vorbereitet werden. An vielen Orten haben glücklicherweise Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Diakonischen Bezirksstellen mit ihrer Fachkompetenz diese Funktion übernommen.

- Gemeindeglieder und Bevölkerung

Für die Gemeindeglieder, wie auch für die einheimische Bevölkerung, sind Informationen ebenfalls nützlich. Es ist allerdings nicht einfach, solche Informationen an den Mann, an die Frau zu bringen.

In Umbruchzeiten wie der unsrigen besteht die Gefahr, dass die undurchschaubare Komplexität der beängstigend gewordenen Wirklichkeit dadurch eine vermeintliche, wenn auch nur scheinbare Erklärung bekommt, dass einer Bevölkerungsgruppe die Schuld an der Situation zugeschrieben wird.

Manche Gespräche mit Einheimischen im Blick auf Aussiedler lassen solch eine Sündenbockfunktion erkennen.

Umso wichtiger sind Informationsangebote.

- Informationsmöglichkeiten

Der Gemeindebrief kann den einheimischen Gemeindegliedern Informationen vermitteln. Untersuchungen haben nachgewiesen, dass der Gemeindebrief zu den am intensivsten gelesenen Printmedien gehört.

Im Gottesdienst kann das Thema Aussiedler aufgegriffen werden.

In einer Gemeinde hat sich eine kleine Aussiedlergruppe mit dem Gemeindepfarrer und einer hauptamtlichen Mitarbeiterin in der Aussiedlerarbeit mehrmals zusammengesetzt und sie haben miteinander einen solchen Gottesdienst vorbereitet.

Die Gemeinde sollte dabei erfahren, wie die Christen in der Sowjetzeit gelebt haben. Eine erste Runde galt einfach dem Gespräch, die Teilnehmer und Teilnehmerinnen – es waren sechs Personen – haben von ihren Erlebnissen erzählt. Da sie aus verschiedenen Gegenden gekommen waren, brachten sie auch unterschiedliche Erfahrungen mit.

In einer zweiten Vorbereitungsrunde wurden aus den Berichten sechs Themenschwerpunkte gebildet. Es wurde gemeinsam erarbeitet, was zu jedem Thema gesagt werden sollte, und die sprachliche Formulierung wurde schriftlich festgehalten. Die Aussiedler/innen übernahmen jeweils eines dieser Themen, und die Tatsache, dass sie einen Zettel in der Hand hatten, von dem sie ablesen konnten, schützte sie vor allzu großer Aufregung. Jedes Thema wurde vom Pfarrer mit einer Frage eingeleitet.

Dieser Informationsteil kam unmittelbar vor der Predigt. Die Predigt nahm dann auch Bezug darauf.

Das Fürbittengebet war ähnlich vorbereitet worden, drei der Aussiedler/innen und drei einheimische Gemeindeglieder brachten die einzelnen Fürbitten vor und die Gemeinde beteiligte sich mit dem gesungenen „Kyrie eleison“.

Im Anschluss an den Gottesdienst fand ein „Ständerling“ statt.

Vorträge zum Aussiedlerthema können angeboten werden.

Ideal ist es, wenn Aussiedler und Einheimische gleichermaßen vertreten sind. Es empfiehlt sich, auf eine Kinobestuhlung zu verzichten und stattdessen lieber Tischgruppen zu stellen. Bei großen Tischen möglichst keine Zweierblocks bilden, weil dann die Kommunikation quer über den Tisch sehr erschwert ist. Getränke und Kleingebäck schaffen eine lockere Atmosphäre. Es soll nach dem Vortrag noch genügend Zeit bleiben zum Gespräch an den Tischen.

Als günstig hat sich erwiesen, wenn einige Gemeindeglieder darauf vorbereitet sind, notfalls zu einem anderen Tisch zu wandern, wenn dort das Gespräch ins Stocken geraten ist.

- Weiterbildungsangebote
Die Abteilung „Migration und Ökumene“ beim Diakonischen Werk der evangelischen Kirche in Württemberg hat in Frau Birgit Susanne Dinzinger eine sehr kompetente Referentin für Spätaussiedler, Psychosoziale Hilfen und Migrantinnen. Dort werden immer wieder Informationsveranstaltungen und Weiterbildungsveranstaltungen angeboten.

Das geschieht manchmal auch in Kooperation mit anderen Landeskirchen oder mit der Aussiedlerseelsorge bei der EKD.

Auskünfte kann man entweder über die Diakonischen Bezirksstellen bekommen oder direkt bei der Landesstelle des Diakonischen Werkes.

*Diakonisches Werk der evangelischen Kirche in Württemberg
Landesgeschäftsstelle Abteilung Migration und Ökumene
Frau Birgit Susanne Dinzinger, Telefon: 0711 / 16 56 -377*

*Postanschrift:
Diakonisches Werk Württemberg
Postfach 10 11 51
70010 Stuttgart*

*E-Mail: migration@diakonie-wuerttemberg.de
Internet: www.diakonie-wuerttemberg.de*

8.3.3 Jugendarbeit

Bei EKD-weiten Tagungen für die landeskirchlichen Beauftragten in der Aussiedlerseelsorge tauchte immer wieder die Frage auf, ob denn nicht von Seiten der kirchlichen Jugendarbeit mehr getan werden kann für die jugendlichen Aussiedler.

- Sie haben Probleme, und sie machen Probleme
Besonders im Blick auf die männlichen Jugendlichen überwiegt die Erfahrung: „Sie machen uns Probleme.“ Aber es wäre unfair, nicht hinzuzufügen: „Sie haben auch Probleme.“

Durch die Einreise in Deutschland sind sie auf einmal „stumm und taub“ geworden. Viele bringen nur spärliche oder gar keine deutschen Sprachkenntnisse mit. Ihre Freunde mussten sie zurücklassen und – was manche mindestens genau so trifft – auch den Hund und die anderen Tiere konnten sie nicht mitnehmen.

Drüben, in ihrer alten Heimat, gab es Menschen, denen sie bekannt waren, Menschen, die um ihre Begabungen und ihr Können wussten.

Die Menschen hier in ihrer neuen Umgebung haben keine Ahnung von ihren Gaben und Stärken. Und da auch die Jugendlichen ihre neue Welt erst erkunden müssen, erst entdecken müssen, was ihnen hier überhaupt möglich ist, ist für sie der Handlungsspielraum zunächst klein geworden.

Ohne Berücksichtigung all dieser Unsicherheit stehen sie aber von Anfang an auf dem Prüfstand einer Gesellschaft, deren Maßstäbe sie noch gar nicht kennen. Sie sollen sich beweisen. Das ist schwer, denn in dieser Entwicklungszeit müssen sie doch überhaupt erst einmal zu sich selber finden.

Die Eltern haben viel mit den eigenen Problemen zu tun und müssen dafür alle ihre Kräfte einsetzen. Da bleiben viele der Jugendlichen sich selbst überlassen.

„Drüben“, da war ihr Tag von der Schule oder vom Arbeitsplatz her strukturiert. Es war klar, was man durfte und was nicht, und wenn man Grenzen überschritten hat, dann wusste man wenigstens, was man tat, und konnte die Konsequenzen einschätzen.

- Eingliederung in bestehende Jugendarbeit ist schwierig
Die Lebenssituation der Aussiedlerjugendlichen unterscheidet sich so sehr von der Situation der einheimischen Jugendlichen, dass es sich plausibel anhört, wenn die hauptamtlichen Jugendarbeiter feststellen: Gemeinsame Jugendarbeit geht nicht.
Es ist gut möglich, einen oder zwei Aussiedler in eine bestehende einheimische Gruppe aufzunehmen. Aber schon die Zusammensetzung „halb – halb“ funktioniert in den seltensten Fällen.

Ist jedoch erst einmal ein Kontakt zu den Aussiedlerjugendlichen hergestellt und unter ihnen ein Gruppengefüge entstanden, dann können Kontakte zu bestehenden einheimischen Jugendgruppen aufgenommen werden. Gruppe trifft Gruppe, da gibt es durchaus Kooperationsmöglichkeiten.

- Eine Bezugsperson ist wichtig
Hoffnungsvoll machen Schilderungen von Jugendmitarbeitern, die speziell für die Arbeit mit Aussiedlerjugendlichen eingestellt wurden. Ihre Arbeit beginnt fast immer zunächst als „Streetworker Arbeit“. Sie suchen die Jugendlichen dort auf, wo sie ihre Treffs haben.
Omnibushaltestellen, die Eingangsbereiche beim ÜWH, Parkplätze und Tiefgaragen sind solche Orte. Vertrauen wachsen lassen, Zuhören, Begleiten sind wichtige erste Schritte.

Es ist bewundernswert, mit welchem großem Engagement an vielen Orten sich die Jugenddiakone, die Jugendarbeiter und Jugendarbeiterinnen einsetzen. Leider haben sie meistens nur einen befristeten Arbeitsvertrag oder eine ABM-Stelle. Dadurch ist die Zeit ihres Bleibens begrenzt und der Nachfolger, die Nachfolgerin muss erst wieder neu um Vertrauen werben.

- Zwischen Bushaltestelle und Jugendraum
Ein Problem, das vielen Mitarbeitern Kopfzerbrechen bereitet, ist die Suche nach geeigneten Räumen. Der Jugendraum im Gemeindehaus ist keine Ideallösung. Das Gemeindehaus ist schon zu sehr mit der Institution Kirche verbunden, da gibt es Schwellenängste. Aussiedler bringen oft ein tiefsitzendes Misstrauen gegenüber allen Institutionen mit.

Manche Gemeinden versuchen es mit einem Bauwagen. In Künzelsau-Taläcker konnte sogar ein altes Blockhaus, das dem Straßenneubau weichen musste, zuerst abgebaut und dann an anderer Stelle für die Jugendlichen wieder aufgebaut werden. Ein besonderer Vorteil bei dieser Aktion war, dass Aussiedlermänner und Aussiedlerjugendliche mit Einheimischen gemeinsam dies geschaffen haben.

- „Ich bin Russe“

In den Medien tauchen Aussiedlerjugendliche fast ausschließlich mit Negativschlagzeilen auf, weil bei den Medien leider oft der Grundsatz gilt: „Bad news are good news!“ Bei den Lesern entsteht dadurch leicht ein verallgemeinertes Bild. Damit tut man den meisten Jugendlichen Unrecht. Über die vielen Jugendlichen, die sich ganz unauffällig verhalten und sich zielstrebig dafür einsetzen, hier in Deutschland Fuß zu fassen, wird in den Medien viel zu selten berichtet.

Irritierend wirkt auf Einheimische, dass es immer wieder Jugendliche gibt, die provokativ sagen: „Ich bin Russe.“ Manche unter ihnen unterstreichen das zusätzlich, indem sie ausschließlich russisch sprechen oder sich sogar weigern, Deutsch zu lernen. Sie bleiben unter sich, bilden Cliques mit strengen Regeln und einem hierarchischen Aufbau. Sie haben nur geringe Chancen, einen Ausbildungsplatz zu finden, und rutschen oft ab in die Kriminalität.

Dieses Problem muss professionell angepackt werden, und das geschieht auch. Aber es ist sehr mühsam und mit vielen Schwierigkeiten verbunden.

Stuttgarter Zeitung vom 9. August 2005

„Die Landesregierung hat vor kurzem angekündigt, sie wolle konsequenter gegen kriminelle Spätaussiedler aus Russland vorgehen. Hundert speziell ausgebildete Jugendsachbearbeiter sollen dafür zusätzlich eingestellt werden.“ (Johanna Eberhardt)

Es macht keinen Sinn, diese Problematik zu verschweigen oder schönreden zu wollen. Aber die Gefahr, die von einer Verallgemeinerung ausgeht, darf auch nicht übersehen werden.

Nicht alle russlanddeutschen Jugendlichen, die von sich sagen: „Ich bin Russe!“, wollen damit provozieren. Manche geben damit nur der Schwierigkeit Ausdruck, eine eigene Identität zu finden.

In der Literatur werden jugendliche Aussiedler oft als die „Mitgenommenen“ bezeichnet. Damit wird ausgedrückt, dass viele einfach dem Beschluss des Familienclans folgen mussten. Sie wurden weder gefragt noch wurden sie darauf vorbereitet.

Die meisten ankommenden Aussiedlerfamilien sind binational, die Kinder und Jugendlichen tragen also das Erbe von beiden Nationen in sich. In unseren Tagen ist das an und für sich nichts Auffallendes mehr. Es ist bei uns längst nicht mehr ungewöhnlich, einen italienischen Vater oder eine englische Mutter zu haben, einen Franzosen zu heiraten oder sich mit einer Amerikanerin zu verbinden.

Aber die russlanddeutschen Jugendlichen erleben ihre Situation aus mehreren Gründen oft nicht als Normalität, denn es gibt immer noch russlanddeutsche Familien, die geprägt sind davon, dass die Großmutter unentwegt gemahnt hat: „Heirate keine Russenfrau/keinen Russenmann.“

Hier in Deutschland erleben sie dann als Angehörige einer binationalen Familie, dass die Aussiedlung für einen Teil der Familie eine Familienzusammenführung ist mit denen, die schon früher hierher kamen, für andere aus ihrer Familie aber eine Trennung von der eigenen Herkunftsfamilie.

Wenn man dann noch die da und dort geäußerte Aversion etlicher Einheimischer gegenüber Aussiedlern in Betracht zieht – „Was wollen die Russen bei uns?“ – dann lässt sich erahnen, aus welcher trotzigen Tiefen der Satz gesprochen wird: „Ich bin Russe.“

- Ich will kein Aussiedler mehr sein
Die Mehrheit der Aussiedlerjugendlichen ist mit großem Fleiß dabei, sich einzuleben in die neue Gesellschaft. Sie lernen mit Eifer Deutsch, sie haben Erfolg in der Schule, werden Mitglied in Sportvereinen, erbringen Leistungen bei Musikwettbewerben und fallen schon nach einiger Zeit in der Öffentlichkeit gar nicht mehr als eine Sondergruppe auf.
Es gibt Jugendliche, die alles daran setzen, nur ja nicht mehr mit Aussiedlern in Verbindung gebracht zu werden. Sie vermeiden sorgfältig jeden Kontakt mit anderen Aussiedlern und wenden sich fast ausschließlich Einheimischen zu. Manchmal fallen sie dann gerade wegen ihrer Überanpassung auf.
- Junge „Brückenbauer“
Es gibt auch das andere: Man kann immer wieder russlanddeutschen jungen Frauen und Männern begegnen, die schon während ihrer Kindheit nach Deutschland gekommen sind, die hier einen großen Teil ihrer Schulzeit verbracht haben und die nach dem Abitur Sozialpädagogik, Politikwissenschaft oder ein anderes geisteswissenschaftliches Fach studiert haben.
Durch ihre fundierten Kenntnisse beider Seiten sind sie hervorragend geeignet, Brücken zu schlagen zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen, und setzen sich dafür ein. Aus gleichem Grund können sie sich auch gut in die Situation anderer Zuwanderungsgruppen einfühlen und sie können ihnen und den Einheimischen beim gegenseitigen Verstehen helfen. Wir können uns freuen und dankbar sein für alle, die sich auf diese Weise einsetzen.

8.3.4 Büchereien

Da Büchereien ein sehr niedrighschwelliges Angebot der Gemeindegarbeit sind und auch Menschen erreichen, die sich nicht unmittelbar zur Kerngemeinde zählen oder auf keine festen Gruppen verpflichtet werden wollen, sind sie sehr geeignet, um mit speziellen Angeboten die Aussiedlerfamilien zu erreichen. Folgender Erfahrungsbericht aus der Kreuzberggemeinde in Crailsheim soll als Beispiel aufzeigen, wie so etwas aussehen kann:

In einem Neubaugebiet mit hohem Spätaussiedler- und Ausländeranteil in Crailsheim betreiben 6 ehrenamtliche Damen eine Kinder- und Jugendbücherei mit 2-stündiger Betreuung während der Ausleihzeiten. Die Bücherei besteht seit 10 Jahren und ist eine Anlaufstation für viele Kinder, die nachmittags ohne familiäre Aufsicht sind. Die Mitarbeiterinnen dieser Bücherei machen seit Jahren – auch in Kooperation mit der angrenzenden Grundschule und 3 Kinder-

gärten – Angebote zur aktiven Leseförderung für Kinder, die von zu Hause aus wenig mit der deutschen Sprache in Berührung kommen. Es werden Aktionen und Projekte zur Integrationsförderung, zum Erwerb sozialer Kompetenzen, zur Umwelterziehung und zum Umgang mit Medien durchgeführt. Gemeinsame Leseerlebnisse von Kindern unterschiedlichster Herkunft fördern die Sprachentwicklung und sind ein aktiver Beitrag zur Integration. Dies vermittelt jungen Menschen positive Grunderfahrungen mit unserer Kultur.

Ein Deutsch-Sprachkurs für Mütter der Grundschüler rundet dieses Angebot ab. An den Ausleihtagen nutzen rund 60 bis 80 Kinder und Jugendliche dieses Angebot. Die Stadtteilbücherei in Crailsheim-Kreuzberg sieht in ihrer Arbeit neben einem Bildungsauftrag auch eine soziale Kinder- und Jugendarbeit mit Integrationshilfe.

8.3.5 Mutter-Kind-Gruppen

- Eine fast ideale Begegnungsebene

Mutter-Kind-Gruppen sind in der Regel nicht sehr groß. Sie könnten für junge Aussiedlermütter gerade dadurch eine Chance sein.

In den ersten Monaten wird es allerdings noch nicht möglich sein, eine junge Mutter erfolgreich dazu einzuladen. Es sind Behördengänge zu machen, der Sprachkurs ist zu absolvieren, und die ganzen psychischen Kräfte sind ohnehin davon absorbiert, mit der neuen Situation fertig zu werden.

- Persönliche Einladung als Voraussetzung

Für junge Mütter, die schon etliche Monate oder gar Jahre am Ort wohnen, für die können jedoch Mutter-Kind-Gruppen eine große Chance sein.

Der Hinweis im Gemeindebrief oder Amtsblatt wird allerdings nicht ausreichen, diese Mütter einzuladen. Sie werden sich davon nicht angesprochen fühlen. Man wird sie persönlich einladen müssen, und dies wahrscheinlich sogar mehrfach. Eventuell hat eine einheimische Schwangere die schwangere Aussiedlerfrau schon im Wartezimmer der Frauenärztin getroffen und von der Mutter-Kind-Gruppe erzählt. „Fantasie ist die Schwester der Liebe.“ Es gibt viele Einladungs-Varianten.

- „Kennen lernen“

Die Mütter haben dort eine gute Gelegenheit, ganz nebenbei verschiedene Möglichkeiten des Umgangs mit Kindern zu erleben, sie werden vertraut mit Liedern und Spielen von hier und die einheimischen Mütter können Lieder und Spiele von „dort“ erleben.

Diese Gruppen sind immer zugleich eine Austauschebene für Erziehungsfragen und sie erfüllen auch einen geselligen Zweck. Eine ideale Möglichkeit, andere Frauen kennen zu lernen.

Auch die einheimischen Mütter bekommen dadurch Gelegenheit, die „fremden Russlanddeutschen“ einmal tatsächlich zu erleben. Vermutlich wird schon allein dadurch manches Vorurteil und manche Meinung zurechtgerückt.

8.3.6 Hauskreise

- Ein idealer Ort für das Heimisch-Werden
Ein idealer Ort für das Heimisch-Werden in unseren Gemeinden können die Hauskreise sein. Wie schon mehrfach erwähnt, bringen Aussiedler/innen oft ein Misstrauen mit gegenüber offiziellen Institutionen. Davon ist auch die Institution Kirche nicht ausgenommen. Die Hauskreise haben jedoch einen eher privaten Charakter, das ist einer ihrer großen Vorteile.

Oft erleben Aussiedler/innen erst in Deutschland, dass die Unterschiede zwischen den „zwei Welten“ viel größer sind, als sie erwartet hatten. Sie sind dadurch verunsichert und müssen sich erst neu orientieren. Ihre Handlungskompetenz haben sie weitgehend verloren und müssen sie erst wieder neu erwerben. Der innere Druck ist groß, nur ja alles richtig zu machen, und sie werden bei allem Bemühen doch das Gefühl nicht los, das meiste, das sie tun, sei falsch.

Im Hauskreis ist vieles leichter zu überbrücken und abzufedern.

Die Einladung ist meistens persönlich. Die Teilnehmerzahl ist überschaubar, das Wohnzimmer ist ein privater Raum.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist jemand bereit, die neue Teilnehmerin, den neuen Teilnehmer abzuholen. Dadurch hat man fast automatisch einen „Paten“, eine „Patin“ zur Seite. Das ist gut, denn für Aussiedler und Aussiedlerinnen gibt es eine Menge Fragen.

Manches von dem Folgenden ist an anderer Stelle schon beschrieben worden, trotzdem soll hier noch einmal, abgestimmt auf die Situation im Hauskreis, von solchen „Stolpersteinen“ berichtet werden:

- „Stolpersteine“
 - Der Zeitbegriff
ist bei uns ein anderer. „Beginn 20 Uhr“, das wird bei uns ziemlich exakt eingehalten, wir kommen in der Regel weder eine halbe Stunde zu früh noch eine Stunde zu spät. Solche exakten Zeitangaben sind aber für viele Russlanddeutsche etwas Neues. Hier ist das „Abholen“ eine gute Einstiegs- und Eingewöhnungshilfe.
 - Die Schuhe
werden in den Herkunftsländern selbstverständlich ausgezogen, ehe man eine Wohnung betritt. Am besten: „das Thema ansprechen.“ Behalte ich nämlich die Schuhe einfach nur stillschweigend an wie die anderen, habe ich von meiner Erziehung her dennoch das Gefühl, mich ungebührlich zu verhalten, ziehe ich sie aber aus, so bin ich mal wieder diejenige, die es „falsch“ gemacht hat.
 - „Die reden alle, muss ich auch?“
Unsere Art, miteinander zu sprechen, sich auszutauschen, unterschiedliche Gedanken zu äußern, womöglich verschiedene Meinungen nebeneinander stehen zu lassen, das ist zunächst verwirrend, das sind viele nicht

gewohnt. Andererseits sind sie dazu erzogen, zu tun, was auch die anderen tun. Sie geraten dadurch leicht unter Druck. Der kann von ihnen genommen werden, wenn man ihnen ausdrücklich sagt, sie dürften sich genau so verhalten, wie ihnen zu Mute ist, sie dürften mitreden, dürften Fragen stellen (es gibt keine dummen Fragen!), dürften aber auch in aller Ruhe einfach zuhörtend sich beteiligen.

■ „Die lesen gar nicht immer in der Bibel!“

Sind das wirklich Christen? Über manche ethischen Fragen sind „die hier“ sogar unterschiedlicher Meinung. Die Tochter der einen Familie kam noch eben herein und hatte tatsächlich Jeans und ein nabelfreies Top an. Darf man seine Kinder so herumlaufen lassen? Eine Frau – oder mehrere Frauen – im Hauskreis ist/sind sorgfältig geschminkt, darf man das? (Diese Fragen können je nach Einstellung der Russlanddeutschen zu einem befreiten Aufatmen führen oder zu einem ängstlichen inneren Zurückzucken.) Was bedeutet das eigentlich: „Christ sein?“

■ „Die bleiben zum Beten einfach sitzen!“

Das ist verwirrend für die einen, für die Frommen: „Wo bleibt die Ehrfurcht gegenüber Gott?“

Für die anderen erhebt sich eher die Frage: „Was geschieht eigentlich beim Beten? Hört da wirklich jemand zu? Wie soll man sich, wie kann man sich das vorstellen?“

■ „Warum redet niemand von Bekehrung?“

Aussiedler/innen, die drüben zu den Gemeinden der brüderischen Tradition gehörten, bringen die Erfahrung mit, dass man erst nach erfolgter – oft öffentlicher – Bekehrung wirklich zur Gemeinde gehört.

„Bekehrung“ hat dort konsequenterweise auch den Lebensalltag gründlich verändert. Viele Dinge durfte man von nun an nicht mehr tun, man war nicht mehr „ein Kind der Welt“. Ein Christ tanzt nicht und geht nicht weltlichen Vergnügungen nach. Christen kleiden sich anders und schminken sich nicht. Christen verabscheuen das Kartenspiel. (Das gilt bei manchen auch für das Spiel „Elfer raus“ oder für „Domino“, einfach durch die äußere Form der Karten oder Steine.) Wie wirkt sich das nun hier in Deutschland im Alltag aus, wenn jemand ein Christ ist? Auf was kommt es an?

■ „Wenn nur die Sprachkenntnisse besser wären!“

Die fehlenden Sprachkenntnisse sind tatsächlich das größte Hindernis, der dickste Stolperstein. Aber: Sprechen lernt man am besten beim Sprechen. Der Hauskreis verstärkt einerseits ganz nebenbei die Motivation, die Sprache ernsthaft zu erlernen, und er bietet andererseits eine wunderbare Möglichkeit der Sprachpraxis, sowohl im Hören wie auch im Sprechen.

Eine zusätzliche Hilfe ist es, wenn von den einheimischen Teilnehmer/innen des Hauskreises nur sparsam Dialekt gesprochen wird, vom Sprechtempo her nicht allzu schnell und möglichst nicht durcheinander.

■ „Bei mir kann der Hauskreis nicht stattfinden.“

Es gibt Hauskreise, die „wandern“, d. h., man trifft sich reihum bei verschiedenen Familien. Das kann die Situation für teilnehmende Aussiedler/innen erschweren. Für ihre Wohnsituation kann es einfach schwierig sein, die Gruppe zu sich einzuladen.

Diese Gepflogenheit des Hauskreises muss wegen der Teilnahme von Aussiedlern nicht unbedingt verändert werden, aber das Thema sollte angesprochen werden.

Hilfreich kann dabei sein, wenn etwa teilnehmende Singles auch nicht als Gastgeberinnen oder Gastgeber auftreten. Dadurch bekommen die Unterschiede „Normalität“.

Es kann aber auch genau umgekehrt sein und die Aussiedler möchten gerne auch einmal Gastgeber sein. Wenn das zu erkennen ist, dann ist es wichtig, dieses Angebot auch tatsächlich anzunehmen. Gastfreundschaft wird bei Russlanddeutschen sehr hoch gehalten und die Mühe, die man damit hat, ist ein wichtiger Bestandteil der Gastfreundschaft. Besuch zu bekommen ist eine Ehre.

8.3.7 Begegnungsnachmittage oder Abende der Begegnung

Wichtig sind die Überlegungen zum beabsichtigten Ziel der Veranstaltung:

- Soll sie eine einmalige Gelegenheit der Begegnung sein?
- Sollen Gemeindeguppen sich den Aussiedlern vorstellen können und zu sich einladen?
- Soll ein Freundeskreis gebildet werden?
- Sollen die Einheimischen die Herkunftsländer kennen lernen?
- Soll die Konfirmation der Aussiedlergruppe dabei gefeiert werden?
- ...?

- **Vorbereitungsgruppe**

Die Vorbereitung eines solchen Nachmittags oder Abends ist bereits ein wesentlicher Bestandteil des Unternehmens. Dabei ist die Einberufung eines Vorbereitungsteams eine ideale Gelegenheit, auch Aussiedler und Aussiedlerinnen darauf anzusprechen und um ihre Mitarbeit zu bitten.

Zu klären sind Datum, Zeit, Raum, mit/ohne Bewirtung, Bestuhlung, Kinderbetreuung: ja oder nein, technische Hilfsmittel usw.

- **Überlegungen zum Programm**

Falls an Tischen gegessen wird: Lässt es sich organisieren, dass Einheimische und Aussiedler in gemischten Gruppen am Tisch sitzen? Wie? (z. B. mittels verschiedenfarbiger Servietten).

Wie lässt sich die Zeit der Unsicherheit am Anfang beim Ankommen abfedern?

Sollen Schautafeln sowohl Informationen und Bilder zur Ortsgemeinde zeigen als auch Informationen und Bilder zu den Herkunftsländern? Dann kann man sich das erst einmal ansehen.

Sollen Bilder oder schöne Plakate (DIN A 4 oder DIN A 3 Format) zu einem Puzzle geschnitten werden und nebst einem Tonkarton gleicher Größe und einer Klebstoffflasche auf dem Tisch bereitliegen? Die Erfahrung hat gezeigt, dass der Animationscharakter groß ist, ohne Aufforderung und ohne große Erklärung ist die Herausforderung von den Ankommenen angenommen worden.

Welchen Zeitumfang sollen die einzelnen Programmpunkte einnehmen? Bleibt genügend Zeit für „Begegnung“, fürs Gespräch an den Tischen? ...?

- Miteinander etwas tun

Was könnten alle gemeinsam tun?

Gemeinsam ein neues Lied, einen Kanon einüben?

Gemeinsam ein Spiel spielen?

Nacheinander nach vorne bitten oder einfach bitten, sich zu erheben:

Wer ist im Januar geboren? Wer ist im Februar geboren? ...?

Und jede/jeder erhält dann passend zum Monat eine Karte als „Geburtstagsgeschenk“.

...

Im Verlag Volk und Wissen GmbH ist ein Liederbuch erschienen:

„Durch die Welt des Liedes“ „В мире песни“

Zusammengestellt und bearbeitet von Renate Trimolt

ISBN 3-06-500825-4

Es enthält russische Volkslieder in russischer und deutscher Sprache und ebenso einige deutsche Volkslieder mit russischer Übersetzung.

Ebenso ist eine entsprechende Tonkassette dazu erschienen.

(ISBN 3-06-505523-6)

8.3.8 Ergänzende Sprachkurseangebote

Bis zur Mitte der 80er Jahre waren meistens – vor allem bei den Älteren – noch soviel Sprachkenntnisse vorhanden, dass Kommunikation möglich war.

Viele Freundeskreise und Gemeinden haben aber aufmerksam registriert, dass die Sprachkenntnisse bei den ankommenden Aussiedlern mit den Jahren immer mehr abnahmen. Es kamen zunehmend Menschen, die überhaupt keine deutschen Sprachkenntnisse mehr mitbrachten. An vielen Orten haben die Freundeskreise deswegen ergänzende Sprachkurse eingerichtet.

- Regelungen nach dem Zuwanderungsgesetz

Zitat aus einer Pressemitteilung des Bundesministeriums des Innern vom 27. Januar 2005:

*„Teilnahmeberechtigung von Spätaussiedlern am Integrationskurs
Seit dem 1. Januar 2005 erfolgt die Förderung des Erwerbs von deutschen Sprachkenntnissen für Aussiedler und Spätaussiedler einheitlich durch die Integrationskurse des Bundes. Der Integrationskurs umfasst 630 Stunden*

Sprachunterricht sowie einen 30stündigen Orientierungskurs zu Fragen der deutschen Rechtsordnung, Geschichte und Kultur.

Spätaussiedler sowie Ehegatten und Abkömmlinge, die in deren Aufnahmebescheid einbezogen worden sind, haben nach dem neuen Recht einen Anspruch auf kostenlose Teilnahme an einem Integrationskurs. Ausgenommen sind Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, die eine schulische Laufbahn aufnehmen oder ihre bisherige Schullaufbahn in Deutschland fortsetzen.

Diese Teilnahmeberechtigung an einem Integrationskurs ersetzt die bisherige Sprachförderung des Bundes. Spätaussiedler sowie deren in den Aufnahmebescheid einbezogene Ehegatten und Abkömmlinge, die vor dem 1. Januar 2005 aufgenommen worden sind und die bislang nicht ihren Anspruch nach dem Dritten Sozialgesetzbuch auf Teilnahme an einem Sprachkurs realisieren konnten, haben ihren Anspruch auf eine staatlich finanzierte Sprachförderung nicht verloren. Sie haben jetzt das Recht, durch Teilnahme an einem Integrationskurs ihre Sprachförderung nachzuholen ...“

Pressemitteilungen sind im Internet zu finden unter: www.bmi.de

- Beispiele ergänzender Angebote durch die Kirchengemeinde
„Deutsch lernen mit der Bibel“ hieß in einer Gemeinde das Angebot, das beides zusammenbringen sollte: das Gespräch um einen Bibeltext und eine Verbesserung der Sprachkenntnisse.

Projekt „7 x 7“:

In der hannoverschen Landeskirche hat Pfarrer Dieter Grimmsmann für die vielen Aussiedler seiner Gemeinde ein Projekt „7 x 7“ entwickelt und mit Erfolg durchgeführt.

Er hat den Aussiedlern angeboten: „Wenn ihr sieben Aussiedler zusammenbringt, die sieben Wochen lang jeweils einmal pro Woche zusammenkommen wollen, um miteinander Deutsch zu sprechen, dann verspreche ich, dass ich dafür einen Raum zur Verfügung stelle und ein einheimisches Gemeindeglied finde, das bereit ist, euch in diesen sieben Wochen zu begleiten.“

Es kam eine zweistellige Zahl an Gruppen zusammen, nur eine davon hat vorzeitig aufgegeben, zwei andere Gruppen haben bis zum Ende durchgehalten, aber gesagt, ein zweites Mal würden sie das nicht machen. Alle anderen gaben sehr positive Rückmeldungen, einige haben weitergemacht.

8.3.9 Kirche in Neusiedlungsgebieten mit hohem Aussiedleranteil

- Neusiedlungsgebiete sind nicht für Aussiedler konzipiert worden
Viele Einheimische schütteln den Kopf und halten es für eine völlig verfehltete Entscheidung der Politiker, dass für Aussiedler Neubausiedlungen erstellt worden sind.
Diese sind aber gar nicht für Aussiedler gebaut worden.

Ausgangssituation war die letzte Volkszählung im Jahr 1987.

Was Sozialpolitiker schon immer behauptet hatten, das stellte sich für viele andere Politiker als große Überraschung heraus: Es gab tatsächlich zu wenig Wohnungen in der Bundesrepublik Deutschland.

Bei der Einschätzung der Wohnungs-Situation war zuvor übersehen worden, dass sich seit den 50er Jahren das Wohnverhalten der Bevölkerung erheblich verändert hatte. Singles lebten nicht mehr als Untermieter, sondern beanspruchten selber eine Wohnung.

Viele „Häuslesbauer“ waren älter geworden und lebten inzwischen allein in ihrem Haus oder in der Wohnung, nachdem die erwachsenen Kinder eine eigene Familie gegründet hatten und ausgezogen waren. Manche Einliegerwohnung stand dem Wohnungsmarkt trotz Leerstand nicht zur Verfügung.

Einige Jahre vor der Volkszählung war der Bund aus den Wohnbauförderprogrammen ausgestiegen und auch das Land Baden-Württemberg hatte einige Zeit danach diese Förderung eingestellt. Nach den Ergebnissen der Volkszählung konnte der dringende Wohnungsbedarf jedoch nicht mehr übersehen werden.

Mit Hilfe von Förderprogrammen waren in den Jahren zuvor Firmen dazu bewegt worden, sich in strukturschwachen Regionen niederzulassen. Die Wirtschaftslage war günstig, d. h., die Firmen hätten mehr Arbeitskräfte einstellen können. Neue Arbeitskräfte waren aber nur unter der Bedingung zu gewinnen, dass es für sie auch Wohnungen gab.

Es mussten Wohnungen gebaut werden, aber das Land sollte dabei nicht planlos zersiedelt werden. Um das zu vermeiden, wurde das neu aufgelegte Wohnbauförderungsprogramm mit der Vorgabe verbunden, es müsste ein geschlossenes Neusiedlungsgebiet ausgewiesen werden mit mindestens 100 Wohneinheiten.

Infolgedessen wurden nun landauf, landab zusätzliche Siedlungen geplant und dann auch mit dem Bau begonnen. In der Zwischenzeit war aber leider die Konjunktur gekippt. Die Firmen waren nicht mehr auf der Suche nach weiteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, sondern versuchten im Gegenteil, Entlassungen größeren Stils, wenn irgend möglich, zu vermeiden.

Durch den Fall der Mauer und durch die veränderte politische Situation im ganzen Ostblock schnellten die Zahlen der zuwandernden Bevölkerungsgruppen in die Höhe.

Nun wurden die Wohnungen der Neusiedlungsgebiete dringend gebraucht, nicht für neue Mitarbeiter/innen in den Firmen, sondern für Zuwanderer und für Aussiedlerfamilien.

So entstanden die Zuzugsschwerpunkte, die im Volksmund bald „Jelzintown“, „Klein-Kasachstan“ oder „Neu-Moskau“ genannt wurden.

- Die Entstehung eines Gemeinwesens braucht Zeit
Ob aus einem Neusiedlungsgebiet ein Gemeinwesen wird, hängt von äußeren Bedingungen ab und von der Begleitung der Menschen, die zuziehen. Zu den äußeren Bedingungen gehören zum Beispiel die Verkehrsanbindung, die Anordnung der Straßen und Plätze, das Vorhandensein von Einkaufsmöglichkeiten, Schulen, Kindertagesstätten, Büchereien, Sportplätzen usw. Mitwirkung bei der Entwicklung eines Gemeinwesens in einem solchen Neusiedlungsgebiet kann zum Beispiel geschehen durch kirchliche Mitarbeiter, Pfarrer/in, Diakon/in, durch Lehrerinnen und Lehrer, durch Ärzte, wenn sie im Siedlungsgebiet eine Praxis eröffnen. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einer Kindertagesstätte haben Mitwirkungsmöglichkeiten durch ihre Arbeit mit den Kindern und den dazugehörigen Kontakten zu deren Eltern.

So ein Prozess braucht Zeit und die Erwartungen dürfen nicht idealistisch überhöht werden.

So wahr es ist, dass an vielen Orten eine tragfähige Nachbarschaft existiert, dass ein vielfältig gesponnenes Beziehungsgeflecht einen Ort und selbst eine Stadt zu einem humanen Lebensraum machen kann und macht, so wahr ist es andererseits auch, dass selbst in gewachsenen alten Ortskernen Menschen beziehungslos bleiben, aus eigenem Entschluss oder aus äußeren oder inneren Umständen.

Schwieriger wird die Situation, wenn die Menschen, die sich neu ansiedeln, nicht nur Ortsfremde, sondern Migranten sind, die das ganze Gesellschaftssystem erst kennen lernen müssen.

Diese Menschen werden von den „Alteingesessenen“ besonders intensiv wahrgenommen und beobachtet, und Einzelphänomene werden leicht sofort der ganzen Gruppe zugeschrieben.

- Erhöhte Chancen durch engagierte Menschen
Es gibt viele Beispiele dafür, was ein engagierter Personenkreis in dieser Situation bewirken kann.
Dort, wo sich heute in Stuttgart das Musical-Zentrum befindet, da hatte die Stadt Stuttgart ein „Übergangswohnheim“ gebaut in der Form eines kleinen Dorfes, d. h. mit mehreren einfachen Häusern in Fertigbauweise und kleinen Straßen. Es hatte sich dort im umliegenden Stadtteil ein Freundeskreis gebildet, noch ehe die Häuser fertig waren.
Als die ersten Familien einzogen, wurden sie jeweils von einem kleinen „Empfangskomitee“ begrüßt, sie bekamen einen kleinen Blumentopf und die Einladung zu einem ersten Rundgang durch die nähere Umgebung an einem der nächsten Tage, um zu sehen, welche Einkaufsmöglichkeiten wo bestehen, wo die Ämter sind, die Wohlfahrtsverbände, der Arzt usw.
Die Zugezogenen hatten von Anfang an einen Ansprechpartner, eine Telefonnummer, bei der man anrufen konnte, wenn es Probleme gab (also eine persönliche „Hotline“), und da der Freundeskreis groß war, wurde die Beanspruchung für niemanden zu groß.
Der Freundeskreis merkte bald, es mussten Bänke her, damit die Menschen dort im Freien sitzen und miteinander reden konnten. Sie organisierten eine

Tischtennisplatte und richteten eine Stelle ein, an der man sich im Korballwerfen üben konnte. Sie redeten mit Krawall machenden Jugendlichen und sorgten dafür, dass das abgestellt wurde.

Es blieben immer noch genügend ungelöste Probleme übrig, aber das „Dörfle“, wie es genannt wurde, war bundesweit ein Musterbeispiel dafür, was engagierte Ehrenamtliche bewirken können. Leider Vergangenheit, das Dörfle musste dem Musical weichen.

- Für Kirchengemeinden eine Herausforderung
Glücklicherweise haben viele Kirchengemeinden mit großem Engagement reagiert. Manche dieser Neubaugebiete wurden einem Vikar, einer Vikarin als Seelsorgebezirk zugewiesen oder einem Pfarrer, einer Pfarrerin z. A. übergeben. Vieles geschieht in ökumenischer Zusammenarbeit.

Von erstaunlicher Auswirkung ist es, wenn der Vikar, die Vikarin oder der Pfarrer, die Pfarrerin selber im Siedlungsgebiet wohnt.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Raumfrage. Sind Räume vorhanden, in die man einladen kann, in der Angebote stattfinden können: Seniorennachmittage, Bibelstunden, zusätzliche Sprachkurse, Hausaufgabenbetreuung, ...?

Wenn es gelingt, wie z. B. in Giengen an der Brenz oder in Künzelsau auf den Taläckern, einen eigenen Gottesdienstraum zu bekommen (sie konnten von zwei anderen Gemeinden je ein altes Montagegemeindehaus erwerben, das dort nicht mehr gebraucht wurde, und sie konnten mit Aussiedlern und unter der Leitung eines Architekten das Haus abbauen, transportieren und wieder aufbauen), dann eröffnen sich damit sehr viele Möglichkeiten.

9. Resumée

„Was sollen wir denn noch alles tun?“

Es besteht die Gefahr, dass beim Lesen oder auch nur beim Blättern in dieser Schrift solch ein Gedanke sich breit macht.

Deshalb möchte ich gerne von einer kleinen Begebenheit erzählen, die auf mich einen großen Eindruck gemacht hat:

Ich stand spätabends auf dem Bahnsteig der S-Bahn Haltestelle „Stadtmitte“ und wartete auf meine Bahn. Ich war zum Umfallen müde und nahm von meiner Umgebung nichts mehr wahr. Der Bahnsteig war um diese Zeit nahezu leer.

Da berührte mich auf einmal jemand ganz zart an meiner Schulter. Ich drehte mich um. Eine junge Türkin mit Kopftuch stand vor mir, sah mich freundlich an und fragte: „Du wollen wohin? Ich dir helfen.“

Ohne dies zu bemerken, hatte ich mich vor den Schaukasten mit den Fahrplänen hingestellt, und meine Müdigkeit hatte mich wohl sehr ratlos aussehen lassen.

Diese junge Frau hatte mich wahrgenommen und trotz ihrer Mühe mit der deutschen Sprache wagte sie Begegnung. Sie bot mir gemeinsames Handeln an: Herausfinden, welches mein Zug war.

Was mich aber am allermeisten beeindruckt hat und was ich damals von ihr gelernt habe, das war ihre Frage zu Beginn: „Du wollen wohin?“ Die Souveränität, das Ziel zu bestimmen und zu benennen, das blieb bei mir.

Es machte gar nichts aus, dass diese aufmerksame türkische Frau meine Situation falsch eingeschätzt hatte. Ihr Hilfsangebot hatte trotzdem eine große Auswirkung. Ich war auf einmal erfrischt wie von einer herrlichen Dusche, die Müdigkeit war wie weggefliegen und die Begegnung hat neue Kräfte mobilisiert.

Einander wahrnehmen, einander begegnen, miteinander etwas tun.
Schon relativ kleine Dinge können von großer Wirkung sein.

Realistische Ziele schützen vor Resignation

Es sei hier noch einmal an das schon im Kapitel 7 zitierte Sprichwort erinnert: „Ideale sind wie Sterne; man kann sich an ihnen orientieren, aber man kann sie nicht erreichen!“

Das Handeln kann ausgehen von einem Einzelnen oder von einer ganzen Gruppe. Es wird sinnvoll sein, darüber nachzudenken, engagiere ich mich alleine (etwa: Hilfe ich der kleinen Natascha bis zu den Sommerferien bei ihren Hausaufgaben?) oder suche ich mir Verbündete, die mitmachen (zum Beispiel: ein Familienwochenende im Gemeindehaus von Freitag bis Sonntag zum 1. Advent mit dem Thema: „Weihnachten feiern mit der Gemeinde und zu Hause mit der Familie“).

Das Ziel muss klar definiert werden:

Was will ich, was wollen wir erreichen?

Welche Ressourcen stehen mir, stehen uns zur Verfügung?

Welche anderen Aufgaben muss ich, müssen wir dafür zurückstellen, vorübergehend oder auf Dauer?

Mit welchen Kriterien messe ich, messen wir die Zielerreichung?

Welchen Zeitraum setze ich, setzen wir dafür an?

Wie heißen die Teilziele?

Welche Schritte folgen aufeinander?

Viele Kräfte in unseren Kirchengemeinden laufen Gefahr, sich permanent zu überfordern.

Da sind einmal die Kirchengemeinden als Ganzes, die sich immer mehr Aufgaben zumuten, z. B. die Betreuung von Zielgruppen, die Begleitung, Unterstützung und Ermutigung brauchen.

Da sind die Hauptamtlichen, die stets von dem Gedanken begleitet werden, dass dies und jenes auch noch getan werden müsste.

Und da sind nicht zuletzt die vielen Ehrenamtlichen, die erleben müssen, dass Familienangehörige – leise grollend – nachfragen: „Und wann sind wir wieder einmal an der Reihe?“

Ihnen allen – uns allen – sei zur Entlastung eine kleine Geschichte weitergegeben, die man sich von Papst Johannes XXIII. erzählt. Er soll manchmal abends gebetet haben: „Lieber Gott! Hier hast du deine Kirche. Ich gehe jetzt schlafen.“

Wir tragen nicht für alles Verantwortung und wir müssen die Verantwortung nicht alleine tragen. Dieses Wissen kann uns entlasten.

Brückenbau

Wer im Gebirge wandert, wird froh sein an manchem kleinen Steg, der eine problematische Stelle überbrückt.

Wer mit dem PKW von Oslo nach Göteborg fährt, wird froh sein über die neu erbaute Svinesund-Brücke mit ihren 700 Metern Länge, die seit Juni 2005 die Fahrt über den Svinesund ermöglicht.

Beides kann wichtig sein: der einfache Steg und die technische Meisterleistung kompetenter Ingenieure.

Das zu Beginn dieser Arbeit zitierte Gedicht von Peter Ganzert weist darauf hin, dass beim Brückenbau Gräben nicht zugeschüttet werden, dass Unterschiede nicht eingeebnet und Hindernisse nicht weggeschafft werden. Aber sie können überbrückt werden. So wird Begegnung möglich. „Über Brücken kann man gehen.“

Wir können Brücken bauen, aber die Entscheidung, ob jemand dann tatsächlich über diese Brücke geht, die bleibt jedem Einzelnen selbst überlassen.

Wir können zwar dazu einladen, wir können ermutigen, können sogar geführte Exkursionen anbieten, aber entscheiden müssen sich die anderen.

Uns bleibt die Entscheidung, ob wir selber die Brücke betreten und auf ihr zum jenseitigen Ufer gehen, um dort Begegnungen zu erleben.

Brücken bauen und die Brücken auch selber nutzen, mehr können wir nicht tun. Aber das ist schon eine ganze Menge.

Die Botschaft, von der wir Christen leben, hat darin ihre Mitte, dass Gott die tiefe Kluft, die uns von ihm trennt, überbrückt hat. Die Botschaft von Weihnachten, Karfreitag, Ostern und Pfingsten ist Gottes Brückenbau. Er hat sich selbst auf den Weg gemacht zu uns und er nimmt uns in seinen Dienst als Mithelfer bei diesem Brückenbau.

In unserem Evangelischen Gesangbuch steht ein Lied von Kurt Rommel, das diesen Gedanken aufnimmt (EG 649):

Herr, gib mir Mut zum Brückenbauen,
gib mir den Mut zum ersten Schritt.
Lass mich auf deine Brücken trauen,
und wenn ich gehe, geh du mit.

Ich möchte gerne Brücken bauen,
wo alle tiefe Gräben sehn.
Ich möchte hinter Zäune schauen
und über hohe Mauern gehen.

Ich möchte gern dort Hände reichen,
wo jemand harte Fäuste ballt.
Ich suche unablässig Zeichen
des Friedens zwischen Jung und Alt.

Ich möchte nicht zum Mond gelangen,
jedoch zu meines Feindes Tür.
Ich möchte keinen Streit anfangen;
ob Friede wird, liegt auch an mir.

Herr, gib mir Mut zum Brückenbauen,
gib mir den Mut zum ersten Schritt.
Lass mich auf deine Brücken trauen,
und wenn ich gehe, geh du mit.

Kurt Rommel 1963

10. Anhang

10.1 Grafische Darstellung

Lebensalter von Aussiedler/innen in Beziehung gesetzt
zu Geschichtsdaten

Geschichtsjahre	Geburtsjahre							
	1924	1941	1955	1964	1972	1978	1985	1991
1941 Hitlers Truppen überfallen die Sowjetunion	17	0						
1955 Ende der Kommandantur	31	14	0					
1964 Teilrehabilitation	40	23	9	0				
1972 Rückkehr in alte Siedlungs- gebiete möglich	48	31	17	8	0			
1985 Gorbatschow kommt an die Macht	61	44	30	21	13	7	0	
1991 Zerfall der Sowjetunion	67	50	36	27	19	13	6	0
2005 aktuelles Jahr	81	64	50	41	33	27	20	14
	Erfahrungsgeneration			45% sind 25 Jahre alt und jünger				

10.2 Erlasse der Sowjetunion

ERLASS des Präsidiums des Obersten Sowjets der Union der SSR über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen

Laut genauen Angaben, die die Militärbehörden erhalten haben, befinden sich unter der in den Wolgarayons wohnenden deutschen Bevölkerung Tausende und aberTausende Diversanten und Spione, die nach dem aus Deutschland gegebenen Signal Explosionen in den von den Wolgadeutschen besiedelten Rayons hervorrufen sollen. Über das Vorhandensein einer solch großen Anzahl von Diversanten und Spionen unter den Wolgadeutschen hat keiner der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen, die Sowjetbehörden in Kenntnis gesetzt, folglich verheimlicht die deutsche Bevölkerung der Wolgarayons die Anwesenheit der Feinde des Sowjetvolkes und der Sowjetmacht in ihrer Mitte.

Falls aber auf Anweisung aus Deutschland die deutschen Diversanten und Spione in der Republik der Wolgadeutschen oder in den angrenzenden Rayons Diversionsakte ausführen werden und Blut vergossen wird, wird die Sowjetregierung laut den Gesetzen der Kriegszeit vor die Notwendigkeit gestellt, Strafmaßnahmen gegenüber der gesamten deutschen Wolgabevölkerung zu ergreifen.

Zwecks Vorbeugung dieser unerwünschten Erscheinungen und um kein ernstes Blutvergießen zuzulassen, hat das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR es für notwendig gefunden, die gesamte deutsche in den Wolgarayons wohnende Bevölkerung in andere Rayons zu übersiedeln, wobei den Überzusiedelnden Land zuzuteilen und eine staatliche Hilfe für die Einrichtung in den neuen Rayons zu erweisen ist. Zwecks Ansiedlung sind die an Ackerland reichen Rayons des Nowosibirsker und Omsker Gebiets, des Altaigaus, Kasachstans und andere Nachbar-Ortschaften bestimmt.

In Übereinstimmung mit diesem wurde dem Staatlichen Komitee für Landesverteidigung vorgeschlagen, die Übersiedlung der gesamten Wolgadeutschen unverzüglich auszuführen und die überzusiedelnden Wolgadeutschen mit Land und Nutzländereien in den neuen Rayons sicherzustellen.

Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR

M. KALININ.

Sekretär des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR

A. GORKIN.

Moskau, Kreml, 28. August 1941

Erschienen in „Nachrichten“ 24. Jahrgang Nr. 204 vom 30. August 1941

Organ des Gebietskomitees der KPdSU...

(Abgedruckt in „Informationen zur politischen Bildung“ Nr. 222, Neudruck 1991, S. 17)

Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 13. Dezember 1955 über die Aufhebung der Einschränkungen in der Rechtsstellung der Deutschen und der Mitglieder ihrer Familien, die sich in der Sondersiedlung befinden

Nicht zur Veröffentlichung in der Presse.

Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR

über die Aufhebung der Einschränkungen in der Rechtsstellung der Deutschen und der Mitglieder ihrer Familien, die sich in der Sondersiedlung befinden.

In Anbetracht der Tatsache, dass die bestehenden Einschränkungen in der Rechtsstellung der deutschen Sondersiedler und der Mitglieder ihrer Familien, die in verschiedene Regionen des Landes verwiesen worden sind, in Zukunft nicht weiter erforderlich sind, beschließt das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR:

1. Deutsche und Mitglieder ihrer Familien, die während des Großen Vaterländischen Krieges in die Sondersiedlung verwiesen worden sind, aus der Sondersiedlung zu entlassen und von der administrativen Aufsicht durch die Organe des Innenministeriums zu befreien. Das gleiche gilt für deutsche Bürger der UdSSR, die nach der Repatriierung aus Deutschland in die Sondersiedlung verwiesen sind.
2. Es wird festgestellt, dass die Aufhebung der durch die Sondersiedlung bedingten Einschränkungen für die Deutschen nicht die Rückgabe des Vermögens, das bei der Verschickung konfisziert worden ist, zur Folge hat und dass sie nicht das Recht haben, in die Orte zurückzukehren, aus denen sie ausgesiedelt sind.

(Abgedruckt in: „Deportation, Sondersiedlung, Arbeitsarmee. Deutsche in der Sowjetunion 1941 bis 1956“. Hrsg.: Alfred Eisfeld, Victor Herdt, Verlag Wissenschaft und Politik Köln 1996, S. 454)

ERLASS des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR Betreffs Änderungen am Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 28. August 1941 „Über die Umsiedlung der Deutschen, die im Wolgagebiet leben“

Im Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 28. August 1941 „Über die Umsiedlung der Deutschen, die im Wolgagebiet leben“ wurden große Gruppen von deutschen Sowjetbürgern beschuldigt, den faschistischen deutschen Landräubern aktive Hilfe und Vorschub geleistet zu haben.

Das Leben hat gezeigt, dass diese wahllos erhobenen Anschuldigungen unbegründet und ein Ausdruck der Willkür unter den Bedingungen des Kults der Person Stalins waren. In Wirklichkeit hat die überwältigende Mehrheit der sowjetischen Bevölkerung in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges zusammen mit dem ganzen Sowjetvolk durch ihre Arbeit zum Sieg der Sowjetunion über das faschistische Deutschland beigetragen, und in den Nachkriegsjahren beteiligt sie sich aktiv am kommunistischen Aufbau.

Dank der großen Hilfe der Kommunistischen Partei und des Sowjetstaates hat die deutsche Bevölkerung in den vergangenen Jahren an den neuen Wohnorten fest Fuß gefasst und genießt alle Rechte von Bürgern der UdSSR. Die Sowjetbürger deutscher Nationalität arbeiten gewissenhaft in den Betrieben, Sowchosen, Kolcho-
sen und Ämtern, beteiligen sich aktiv am gesellschaftlichen und politischen Leben. Viele von ihnen sind Deputierte der Obersten Sowjets und der örtlichen Sowjets der Werktätigendeputierten in der RSFSR, der Ukrainischen, der Kasachischen, der Usbekischen, der Kirgisischen und anderen Unionsrepubliken, befinden sich auf leitenden Posten in der Industrie und Landwirtschaft, im Apparat der Sowjets und der Partei. Tausende deutsche Sowjetbürger sind für Erfolge in der Arbeit mit Orden und Medaillen der UdSSR und Ehrentiteln der Unionsrepubliken ausgezeichnet. In den Rayons einer Reihe von Gebieten, Regionen und Republiken mit deutscher Bevölkerung gibt es Mittel- und Grundschulen, in denen der Unterricht in deutscher Sprache erfolgt bzw. das deutsche Sprachstudium für die Schulkinder organisiert ist, dort finden regelmäßig Rundfunksendungen in deutscher Sprache statt, werden Zeitungen in deutscher Sprache herausgegeben und andere kulturelle Veranstaltungen für die deutsche Bevölkerung durchgeführt.

Das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR beschließt:

1. Der Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 28. August 1941 „Über die Umsiedlung der Deutschen, die im Wolgagebiet leben“ (Protokoll der Sitzung des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR, 1941, Nr. 9, Artikel 256) ist in dem Teil aufgehoben, der wahllos erhobene Anschul-
digungen gegen die deutsche Bevölkerung enthält, die im Wolgagebiet lebte.
2. In Anbetracht dessen, dass die deutsche Bevölkerung an ihrem neuen Wohnort auf dem Territorium einer Reihe von Republiken, Regionen und Gebieten des Landes festen Fuß gefasst hat, während die Gegenden ihres früheren Wohnorts besiedelt sind, werden die Ministerräte der Unionsrepubliken zwecks weiterer Entwicklung der Rayons mit deutscher Bevölkerung beauftragt, der deutschen Bevölkerung, die auf dem Territorium der jeweiligen Republiken lebt, auch künftig Hilfe und Beistand beim wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau unter Berücksichtigung ihrer nationalen Besonderheiten und Interessen zu leisten.

Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR

A.MIKOJAN

Sekretär des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR

M.GEORGADSE

Moskau, Kreml, 29. August 1964

(Abgedruckt in „Informationen zur politischen Bildung“ Nr. 22, Neudruck 1991, S. 20)

Befehl des Generalstaatsanwalts der UdSSR

9. November 1972 Nr. 54 Moskau

Hiermit gebe ich das nicht zur Veröffentlichung bestimmte Dekret des Präsidiums des Obersten Sowjet der UdSSR vom 3. November 1972 bekannt „Über die Aufhebung der Beschränkungen in der Wahl des Wohnsitzes, die für einzelne Kategorien von Bürgern vorgesehen sind“, und ordne an, die Aufsicht über seine Durchführung sicherzustellen.

Für den Generalstaatsanwalt der UdSSR

Staatsrat der Justiz 1. Klasse

M. Maljarov

Nicht zur Veröffentlichung bestimmt:

Dekret

des Präsidiums des Obersten Sowjet der UdSSR „Über die Aufhebung der Beschränkung in der Wahl des Wohnsitzes, die in der Vergangenheit für einzelne Kategorien von Bürgern vorgesehen war“.

Das Präsidium des Obersten Sowjet der UdSSR bestimmt:

1. Aufgehoben werden Beschränkungen in der Wahl des Wohnsitzes, die vorgesehen sind im Dekret des Präsidiums des Obersten Sowjet der UdSSR vom 13. Dezember 1955 für Deutsche und deren Familienangehörige sowie im Dekret vom 22. September für Staatenlose, die früher griechische und türkische Bürger und iranische Untertanen waren.
2. Es wird erläutert, dass Personen, die Bürger der UdSSR sind (und) auf die sich die erwähnte Beschränkung erstreckt hat sowie deren Familienangehörige, ebenso wie sämtliche Bürger das Recht genießen, den Wohnsitz auf dem ganzen Territorium der UdSSR zu wählen in Übereinstimmung mit der geltenden Gesetzgebung über den Arbeitseinsatz und das Passregime, (entsprechendes gilt) für Ausländer und Staatenlose in Übereinstimmung mit der Gesetzgebung über den Aufenthalt von Ausländern und Staatenlosen in der UdSSR.
3. Das Ministerium der Justiz der UdSSR wird beauftragt, gemeinsam mit dem Ministerium für innere Angelegenheiten der UdSSR, dem Komitee für Staatssicherheit beim Ministerrat der UdSSR Vorschläge vorzulegen über die Aufhebung von Gesetzgebungsakten, die eine Beschränkung in der Wahl des Wohnsitzes vorsehen für Personen einzelner Völkerschaften, die in der Vergangenheit aus ihren Aufenthaltsorten in andere Rayons der UdSSR umgesiedelt worden sind.

Moskau, Kreml, 3. November 1972, Nr. 3521-8

Der Vorsitzende des Präsidiums des Obersten Sowjet der UdSSR

N. Podgornyj

Sekretär des Präsidiums des Obersten Sowjet der UdSSR

M. Georgadze

(Abgedruckt in: Alfred Eisfeld „Die Russland-Deutschen“. Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat, Band 2, Langen Müller, München 1992, S.140)

10.3 Literaturhinweise

Eine ausführliche Literaturliste bekommt man bei der Aussiedlerseelsorge der EKD über Internet: www.aussiedler-seelsorge.de

Bachmann, Berta: Erinnerungen an Kasachstan. Erfahrungsbericht einer Russlanddeutschen. Neukirchen-Vluyn 1985

Bade, Klaus J.: Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland, Migration in Geschichte und Gegenwart. München 1992

Berend, Nina: Sprachliche Anpassung. Eine soziolinguistisch-dialektologische Untersuchung zum Russlanddeutschen. Tübingen 1998

Cropley, Arthur J. / Ruddat, Hartmut / Dehn, Detlev, Lucasseb, Sabine (Hrsg.): Probleme der Zuwanderung. Göttingen, Stuttgart 1994

Däs, Nelly: Lasst die Jugend sprechen. Russlanddeutsche Jugendliche berichten. Recklinghausen 1994

Däs, Nelly: Alle Spuren sind verweht. Russlanddeutsche Frauen in der Verbannung. 1997

Dietz, Barbara / Hilkes, Peter: Russlanddeutsche: Unbekannte im Osten. Geschichte, Situation, Zukunftsperspektiven. München 1992

Dietz, Barbara / Hilkes, Peter: Integriert oder isoliert? München 1994

Eisfeld, Alfred: Die Russland-Deutschen. München 1992

Esser, Hartmut: Aspekte der Wanderungssoziologie. Darmstadt und Neuwied 1980

Fisher-Ruge, Lois: Freiheit auf Russisch. Der harte Alltag im neuen Moskau. Stuttgart 1995

Gustav-Adolf-Werk (Hrsg.): Babuschkas Enkelinnen brechen auf. Leipzig 2000

Kopelew, Raissa: Die Türen öffnen sich langsam. München 1984

Lachauer, Ulla: Ritas Leute. Reinbeck bei Hamburg 2002

Matissek, H.: Die neuen alten Deutschen. Die Eingliederung der Deutschen aus dem Osten in das System der Bundesrepublik Deutschland: Gesellschaftliche Herausforderung und historische Verpflichtung. Konstanz 1996

Neebe, Gudrun / Straßer Gert (Hrsg.): Soziale Arbeit mit Spätaussiedlern. Informationen, Theorien, Praxisbeispiele. Schwalmstadt 2001

Reitemeier, Ulrich (Hrsg.): Sprachliche Integration von Aussiedlern im internationalen Vergleich. Mannheim 2003

Retterath, Hans-Werner (Hrsg.): Wanderer und Wanderinnen zwischen zwei Welten? Zur kulturellen Integration russlanddeutscher Aussiedlerinnen und Aussiedler in der Bundesrepublik Deutschland. Freiburg 1998

Riek, Götz-Arnim: Die Migrationsmotive der Russlanddeutschen. Stuttgart 2000

Schacht, Erich: In Russland erlebt mit Jesus. Lahr 1997

Schacht, Erich: Erinnerungen an Russland. Lahr 1999

Schleuning, Johannes / Bachmann, Eugen / Schellenberg, Peter:
Und siehe, wir leben! Erlangen 1982

Schulz-Vobach, Klaus-Dieter: Die Deutschen im Osten. 1000 Jahre Siedlungs- und Kulturgeschichte. Hamburg 1989

Seifert, T.: Das Migrationsdilemma junger (Spät-) Aussiedler/innen: theoretische Problembeschreibung und praktische Handlungsempfehlungen. Landesstelle gegen die Suchtgefahren in Baden-Württemberg. Stuttgart 2000

Tröster, Irene: Wann ist man integriert? Eine empirische Analyse zum Integrationsverständnis Russlanddeutscher. Frankfurt/M., Berlin, Bruxelles, New York, Oxford, Wien 2003

Walth, Richard H.: Auf der Suche nach Heimat. Die Russlanddeutschen. Dülmen 1990

Walth, Richard H.: Strandgut der Weltgeschichte. Die Russlanddeutschen zwischen Stalin und Hitler. Essen 1994

Wierling, Dorothee (Hrsg.): Heimat finden. Lebenswege von Deutschen, die aus Russland kommen. Hamburg 2004

10.4 Anschriften und Internetadressen von Institutionen

Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste

im Diakonischen Werk der EKD
 Inge Bühner
 Postfach 10 11 42
 70010 Stuttgart
 Tel.: 0711 / 21 59 452
 Fax: 0711 / 21 59 566
 E-Mail-Adresse: amd.buehner@diakonie.de
 www.a-m-d.de

Aussiedlerseelsorge EKD

Referat Aussiedlerseelsorge im Kirchenamt der EKD

Postfach 21 02 20
 30402 Hannover
 Tel.: 0511 / 2796-211/-212
 Fax: 0511 / 2796-722
 E-Mail-Adresse: aussiedler@ekd.de
 www.aussiedlerseelsorge.de

Bundesministerium des Innern

Beauftragter für Aussiedler und Minderheiten

E-Mail-Adresse: aussiedlerbeauftragter@bmi.bund.de
 www.bmi.bund.de

Bundesverwaltungsamt (BVA)

www.bva.bund.de

Diakonisches Werk

der evangelischen Landeskirche in Württemberg

Landesgeschäftsstelle: Migration und Ökumene
 Frau Birgit Susanne Dinzinger
 Spätaussiedler/Psychosoziale Hilfen/Migrantinnen
 Postfach 10 11 51
 70010 Stuttgart
 Tel.: 0711 / 1656-280
 Fax: 0711 / 1656-277
 E-Mail-Adresse: migration@diakonie-wuerttemberg.de
 www.diakonie-wuerttemberg.de

**Haus kirchlicher Dienste
der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers**

Archivstraße 3

30169 Hannover

Tel.: 0511 / 1241-149

Fax: 0511 / 1241-974

E-Mail-Adresse: ostkirchen.aussiedler@kirchliche-dienste.de

www.kirchliche-dienste.de/ostkirchen.aussiedler

Landmannschaft der Deutschen aus Russland e.V.

Raitelsbergstraße 49

70188 Stuttgart

Tel.: 0711 / 166 59 0

Fax: 0711 / 286 44 13

E-Mail-Adresse: lmdr-ev@t-online.de

www.deutscheausrussland.de

11. Nachwort

Es hat lange gedauert, bis diese Arbeit fertig geworden ist. Wir haben Sommer 2005, Erntezeit. Und was hier geschrieben und beschrieben ist, das ist ebenfalls eine Ernte, es ist das Resümée einer fast 20jährigen Arbeit in der Aussiedlerseelsorge (1982 bis 2001).

An dieser Stelle geht es nur noch um Dank.

Dank an die Evangelische Landeskirche in Württemberg, dass sie über den Zeitraum von einem beinahe halben Jahrhundert diese Arbeit für und mit Aussiedlern ermöglicht hat.

Dank an den Evangelischen Gemeindedienst für Württemberg, an die Kolleginnen und Kollegen. Hätte es diesen Gemeindedienst nicht gegeben, man hätte ihn erfinden müssen. Wo anders konnte man auf kurzen Wegen sich austauschen über alles, was Kirchengemeinden betrifft? Es gab vielfältige Möglichkeiten der Kooperation, man war umgeben von einer Ideenbörse, an die vielfältigsten Informationen konnte man in einem kollegialen Gespräch herankommen. Es war eine wunderbare Konstellation, und es war schön, dort arbeiten zu dürfen.

Dank an meine Vorgängerin Frau Hildegard Dörrfel. Sie hatte den ersten Teil dieser fast 50 Jahre übernommen und Pionierarbeit geleistet. Ihre Art der Übergabe an mich war vollkommene Freigabe und treues Begleiten gleichzeitig. Es tut mir leid, dass ich diese Erfahrung nicht an eine Nachfolgerin weitergeben konnte, weil die Stelle eingespart werden musste. Das geschah nicht aus mangelnder Wertschätzung, sondern aus finanziellen Sparzwängen.

Dank an all die vielen Menschen, Hauptamtliche und Ehrenamtliche, die sich in all den Jahren am „Brückenbau“ beteiligt haben. Das gilt in besonderem Maß all denen, die im Team mitgearbeitet haben bei den „Aufbauwochen“. Gerne würde ich sie einzeln aufzählen, aber es entspricht dem Reichtum unserer Kirche an Menschen, dass ich dann noch einmal eine zweite Arbeit schreiben müsste, es waren so viele. Danke!

Dank an drei Institutionen und ihre zuständigen Repräsentanten, die diese Arbeit überhaupt erst ermöglicht haben:

Dank an das Diakonische Werk in Württemberg, hier vertreten durch Herrn Kirchenrat Henry von Bose.

Dank an die Evangelische Landeskirche in Württemberg, hier vertreten durch Herrn Kirchenrat Dan Peter.

Und Dank an den Evangelischen Gemeindedienst in Württemberg, hier vertreten durch Herrn Dietmar Spreer.

Sie alle drei hatten große Geduld mit mir und haben mich nie unter Druck gesetzt.

Herrn Spreer gilt mein besonderer Dank. Er war mir stets ein wichtiger Gesprächspartner und hat das Entstehen der Arbeit begleitet.

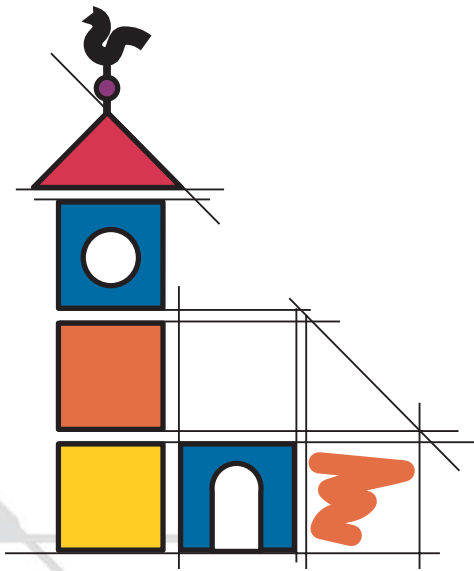
Schließlich bedanke ich mich sehr herzlich bei meinem Bruder Martin Jeschawitz. Er war mir in all den Jahren meiner Berufstätigkeit ein wichtiger Gesprächspartner, im Zusammenhang mit dieser Arbeit hat er nun sogar die Lektoratsfunktion übernommen und viele Stunden darauf verwendet. Ohne ihn wäre manches für Leserinnen und Leser unverständlich geblieben, ich verdanke ihm manche hilfreichen Vorschläge und Korrekturen.

Bei Vorträgen in den Gemeinden habe ich mich manchmal vorgestellt als „Hilfsarbeiterin beim Brückenbau“. Ein Dank an alle, die auch weiterhin an diesen Brücken bauen, damit Begegnung möglich wird.

Irmgard Jeschawitz, im August 2005







Reihe „Praxisimpulse Notwendiger Wandel“

- Nr. 1 Leitfaden für benachbarte Kirchengemeinden zur Gestaltung von verbindlich geordneter gemeindeverbindender Zusammenarbeit**
(Faden 4) vergriffen. Download siehe unten.
- Nr. 2 Das Gemeindebüro der Zukunft** (Faden 2 und 5)
2. Auflage; Bezug über notwendiger-wandel@elk-wue.de
- Nr. 3 Dokumentation Kongress Gemeindeentwicklung Böblingen, Februar 2003 – Impulse und Kontakte**
Bezug über notwendiger-wandel@elk-wue.de
- Nr. 4 Mit Zielen, Leitsätzen und Leitbildern Kirchengemeinde in Veränderungszeiten leiten** (Faden 3 und 5)
3. Auflage; Bezug über notwendiger-wandel@elk-wue.de
- Nr. 5 Zusammen gehen – Anregungen aus der Praxis gemeindeverbindender Zusammenarbeit** (Faden 4)
Bezug über notwendiger-wandel@elk-wue.de
- Nr. 6 Weiterentwicklung im Diakoniat** (Faden 2 und 4)
Bezug über notwendiger-wandel@elk-wue.de
- Nr. 7 Leitungsaufgabe Ehrenamt!** (Faden 1)
Bezug über notwendiger-wandel@elk-wue.de
- Nr. 8 Diakonisches Handeln in Kirchengemeinde und Kirchenbezirk** (Faden 1 und 3)
Bezug über notwendiger-wandel@elk-wue.de
- Nr. 9 Brücken bauen, damit Begegnung möglich wird**
Aussiedler/innen und Einheimische und einheimisch gewordene Aussiedler/innen in unseren Kirchengemeinden
Bezug über notwendiger-wandel@elk-wue.de
- Nr. 10 Gemeinsam leiten – Entwicklung verantworten**
(Faden 5) geplant für Dezember 2006
- Nr. 11 Gemeindebefragungen** (Faden 1, 3 und 5)
geplant für Frühjahr 2007

Download aller bereits erschienenen Praxisimpulse:

www.kirche-gestalten.de/cms/7/praxisanregungen/reihepraxisimpulse

Schlussbericht der Projektstelle Notwendiger Wandel (10/03)

vergriffen. Download unter www.kirche-gestalten.de/cms/7/theologieundkonzeption/grundtexte (Text 18)

Fünf Fäden des Wandels:

1. Ehrenamt fördern – Zusammenarbeit Ehrenamt /Hauptamt gestalten
2. Berufsprofile klären – Zuständigkeiten ordnen
3. In Kirchengemeinde und -bezirk Identität stärken und Profil entwickeln
4. Zusammenarbeit zwischen Kirchengemeinden verbindlich gestalten
5. Gemeinsam leiten – Entwicklung verantworten

www.notwendiger-wandel.de
notwendiger-wandel@elk-wue.de